UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

G599
.Ymayn

Geschichte der deutschen Goethe-Biographie

Ein kritischer Abriß

von

Harry Maync

Zweiter Abdruck

165798.
7.10.21.

1914
H. Haessel Verlag in Leipzig

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Meinem Berner Kollegen

S. Singer

freundschaftlich zugeeignet.

Vorwort.

Dieſe Studie erſchien unter dem Titel „Die deutſche Goethe-Biographie. Ein hiſtoriſch-kritiſcher Überblick“ zuerſt im Jahrgang 1906 der „Neuen Jahrbücher für das klaſſiſche Altertum, Geſchichte und deutſche Literatur und für Pädagogik“. Beifällige Kritiken Oskar Walzels (Deutſche Literaturzeitung 1906, Nr. 16), Georgs von Below (Hiſtoriſche Zeitſchrift 1908, S. 591), Julius Peterſens (Jahresberichte für neuere deutſche Literaturgeſchichte 1908/09) zeigten mir, daß ſie geſchätzt, zahlreiche Anfragen nach natürlich längſt vergriffenen Sonderabzügen, daß ſie vermißt und geſucht werde. So habe ich mich denn entſchloſſen, ſie ein zweites Mal vorzulegen, und zwar vielfach überarbeitet und abgerundet. Dieſe Neubearbeitung betrifft ſowohl erhebliche Erweiterungen wie kleinere Kürzungen der urſprünglichen Geſtalt. Einerſeits waren vor allem die in den letzten ſieben Jahren erſchienenen Werke zu berückſichtigen, anderſeits habe ich kritiſche Einzelausſtellungen, die durch jede neue Auflage der betreffenden Bücher hinfällig werden können, meiſt geſtrichen, da es ja in dieſem entwicklungsgeſchichtlichen Zuſammenhange lediglich auf die allgemeinen Geſichtspunkte ankommt.

Bern, im September 1913.

Harry Mayne.

Goethe ist wie ein höchster Bergesgipfel. Je weiter wir uns von ihm entfernen, desto gewaltiger hebt er sich heraus aus dem massigen Gebirgsstock, den er, aus der Nähe betrachtet, kaum zu überragen, ja hinter dessen viel niedrigeren Häuptern er wohl gar noch zurückzubleiben schien. Die Mitwelt ist Goethe unerhört viel schuldig geblieben und auch die Nachwelt ist erst spät dazu gelangt, ihn in seiner ganzen Überlebensgröße zu erblicken. Nach dem „Götz" und dem „Werther" mußten dem Dichter die wenigen Edlen wie Schiller, Humboldt, Körner das große Publikum ersetzen, das ihm und dem er von Werk zu Werk fremder wurde[1].

Als er, ein achtundsiebzigjähriger Greis, die köstliche Altersdichtung seiner „Helena" in die Welt gab, fand er bei weitem nicht den Dank und Beifall, der ihm gebührte. Wie ihrem Euphorion war dieser hohen Dichtung damals „freier Flug . . . versagt"; flach fiel sie zu Boden in einer flachen Zeit und „bewundert viel und viel gescholten" gleich der griechischen Heldin ward der Name ihres Dichters von der Parteien Gunst und Haß hin- und hergezogen. Im selben Jahre 1827 erschien zuerst die Literaturgeschichte Wolfgang Menzels, die, anmaßend

[1] Vgl. Victor Hehn, Goethe und das Publikum (in den „Gedanken über Goethe"), Albert Köster, Goethe und sein Publikum (im Goethe-Jahrbuch 1908), Otto Harnack, Wandlungen des Urteils über Goethe (in den „Aufsätzen und Vorträgen", Tübingen 1911).

und plump genug die Herrschaft eines neuen Geschlechtes ausrufend, von Auflage zu Auflage eine stärkere Tendenz gegen Goethe an den Tag legte. Wie der einflußreichste zeitgenössische Kritiker gerade über den „Faust" dachte, mag ein einziger Satz seines Werkes zeigen: „Wenn Faust dafür, daß er Gretchen verführte und verließ, den Himmel verdient, so verdient jedes Schwein, das sich in einem Blumenbeet wälzt, der Gärtner zu sein . . . [1]". Im „Clavigo" sieht Menzel Goethes wahrstes Werk, während ihm z. B. der „Werther" nur eine artige, aber untergeordnete Nachahmung der „Neuen Heloise" ist. Er zeiht den großen Dichter in weitläufigen Darlegungen der „weibischen Erschlaffung", des Egoismus, der Selbstvergötterung und schilt ihn einen ästhetischen Heliogabalus; er versichert, Goethe, dem die Form alles gewesen und der zudem immer nur betretene Wege gewandelt sei, habe der „platten Gemeinheit . . . Vorschub geleistet", und er geht in seinem Fanatismus so weit, gar eine deutsche Literaturgeschichte ohne Goethe schreiben zu wollen[2].

Und Menzel stand keineswegs allein da. Zwar das Geschmeiß der Kotzebue und Merkel[3] stach nicht mehr, im Kriege mit Pustkuchen waren dem Dichter der „Wanderjahre" auch treue und tapfere Gefolgsleute erstanden in

---

[1] A. a. O. III 339 (2. Aufl., Stuttgart 1836).

[2] Vgl. K. Gutzkow, Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte, S. 172 (Berlin 1836).

[3] Jean Paul bezeichnet in „Dr. Katzenbergers Badereise" (Hempelsche Ausgabe XXIV 209 und 213) Merkel als die „kritische Vogelspinne in Berlin" und bemerkt: „Die gedachte Berliner Vogelspinne werfe Goethen ein Fenster ein oder laufe ihm kalt an der Wade hinauf, so wird sie in den Spiritus einer Xenie gesetzt und konserviert sich darin vortrefflich".

Tieck, Immermann, Varnhagen, und des letzteren Gattin Rahel bildete Haupt und Mittelpunkt einer in unverbrüchlicher Verehrung zu Goethe haltenden Gemeinde; doch auch die Romantik, die einst nichts gewollt als Goethe fortsetzen, war von dem früher als „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" angebeteten Meister abgefallen. Friedrich Schlegel, der reaktionäre Konvertit, warf gegen den ehemals vergötterten und so einsichtsvoll gewürdigten Dichter von Wien aus „einen ununterbrochen überfließenden Giftvulkan"[1] auf, und Heinrich Heine, der im Jahre 1821 die „heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt", in Liebe und Begeisterung geküßt hatte[2], spottete jetzt pietätlos über den „klugen Kunstgreis" und seinen „kalten Dunstkreis".

Und doch erhielt man gerade damals die tiefsten Aufschlüsse über Goethes Menschentum und Dichterwert durch den in den Jahren 1828 und 1829 von ihm selbst veröffentlichten Briefwechsel mit Schiller, der den großen Freund wie keiner vor oder nach ihm in seiner vollen Wesenheit erfaßt hatte. Aber gerade diese so ungeheuer bedeutsame Veröffentlichung entfesselte die heftigsten Angriffe der Gegner Goethes. Börne nannte in seinem Tagebuche[3] diese

[1] Vgl. Herman Grimm, Goethe II 122 (7. Aufl., Stuttgart und Berlin 1903).

[2] Vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft XIV 272 f. (1899). 1828 schrieb Heine in einer ausführlichen Anzeige von Menzels „Deutscher Literatur": „Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken" (Werke, herausg. von Elster, VII 254). Vgl. ferner Werke III 547 und V 254 ff. („Die Romantische Schule"), wo sich Heine eingehend über sein Verhältnis zu Goethe ausläßt.

[3] Gesammelte Schriften, herausg. von Alfred Klaar, II 155 f. (Leipzig, Max Hesse, o. J.).

Briefe „Waſſer in Likörgläschen", tat das „breite Gerede über Wilhelm Meiſter" mit dem frechen Wort ab: Quel bruit pour une omelette, wagte den, der immer ſtrebend ſich bemühte, des Haſſes gegen alles Werden, gegen jede Bewegung zu zeihen und in den „Briefen aus Paris" Goethes Tagebuch mit den Worten zu zenſieren: „So eine dürre, lebloſe Seele gibt es auf der Welt nicht mehr"[1].

In dasſelbe Horn wie Menzels ſittenrichterliche Teutſchtümelei und Börnes liberaliſtiſche Verranntheit ſtieß endlich auch noch die kirchliche Engherzigkeit des Muckertums vom Schlage Hengſtenbergs und der „Evangeliſchen Kirchenzeitung". Man kann dem allen gegenüber nur an den Satz denken, den Goethe in eben jenem Briefwechſel unter dem 14. November 1796 niederſchrieb: „Wenn Künſtler und Kunſtwerke ſich nicht immer wie die Bleimännchen wieder von ſelbſt auf die Beine ſtellten, ſo müßten ſie durch ſolche Freunde für ewig mit dem Kopf in den Quark gepflanzt werden"[2].

Es ſoll hier nicht unſere Aufgabe ſein, den Gründen näher nachzugehen, durch die jene Zeit, die nicht zufällig die Zeit der Julirevolution iſt, zu ſo ungeheuerlicher Verkennung Goethes gelangen konnte. Wir wollten ſie nur in knappen Umriſſen kennzeichnen, um begreiflich zu machen, daß auch die erſten größeren zuſammenfaſſenden Schriften über Goethe uns heute ſo ſchief und zum Teil erſchreckend verblendet anmuten. Wir ſind jetzt beſſer daran und der Anſchauungsweiſe merklich näher gerückt, die Berthold

[1] A. a. O. V 217.

[2] Vgl. auch die Zuſammenſtellungen bei Michael Holtzmann, Aus dem Lager der Goethe-Gegner: Deutſche Literaturdenkmale des XVIII. und XIX. Jahrh., Nr. 129 (Berlin 1904).

Auerbach einmal glücklich als „goethereif" bezeichnet hat. Die Goethe-Biographien häufen sich zurzeit förmlich. Ein Zufall fügte es, daß kurz nacheinander Albert Bielschowskys Werk zum Abschluß gelangte und die Goethe-Biographien von Herman Grimm, Richard M. Meyer und Karl Heinemann neue, verbesserte Auflagen erlebten. Das mußte zum Vergleichen, zum kritischen Abwägen anregen und dazu soll hier ein Versuch gemacht werden, der gleichzeitig eine Gesamtmusterung der zahlreichen vorausgegangenen Goethe-Biographien unternehmen will, wie sie der einzelne nicht mehr in jedem Falle selbst anstellen kann. Ihm das Nachlesen zahlloser verstäubter Bände, soweit dies möglich, abzunehmen, ist im folgenden auch einige Breite der Berichterstattung nicht gescheut, wenngleich das ganz Leere und Überholte, das nicht wenigstens für den Historiker noch bedeutungsvoll und lehrreich erscheint, auf das kürzeste abgetan ist. Vollständigkeit ist dabei weder erstrebt noch ist sie überhaupt erstrebenswert[1]. Dagegen erschien es nicht unzweckmäßig auch die Aufnahme der wichtigeren Schriften bei den Zeitgenossen hervorzuheben. Eine solche historisch fortschreitende Musterung der Goethe-Biographien ist ein Stück Ideen- und Weltanschauungsgeschichte; sie kann zugleich die Geschichte der Schätzung Goethes im XIX. Jahrhundert beleuchten, wiewohl solchen Wandlungen natürlich nicht immer sogleich auch literarhistorische Zeugnisse entsprechen und viele geschichtliche Umstände hinzukommen, die nicht gerade in Biographien ihren Niederschlag gefunden haben. Das

[1] Vgl. für das Hauptsächlichste Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" IV 2^3, 157—170 und 341 ff., sowie die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.

Goethe behandelnde Gegenstück zu Albert Ludwigs ausgezeichnetem Werk „Schiller und die deutsche Nachwelt" ist noch zu schreiben.

* * *

Bernheim[1] hat drei historische Auffassungsweisen angenommen, die wir alle drei auch bei den Biographen Goethes vertreten finden. Erstlich die referierende: die ursprünglichste und anspruchsloseste, die schlicht das Überlieferte überliefernde; sodann die pragmatische: die kritisierende, ausdeutende, selbständig weitere Fäden spinnende; und endlich die genetische. Beispielsweise sei für die erste Auffassung der Goethe-Darstellung Heinrich Düntzer, für die zweite Gervinus genannt. Uns gilt als die höchste die dritte, die wesentlich auch die Goethes selbst war; im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit" nennt er das die Hauptaufgabe der Biographie, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt".

Solche Höhe und Weite des Blickes geht begreiflicherweise vor allem den ältesten Goethe-Biographen ab, denen die nötige historische Entferntheit von ihrem Gegenstande fehlte. Die meisten Versuche blieben ganz im Äußerlichen stecken und boten uns statt der Kunde von Goethe im guten Falle bloße Kenntnisse über ihn. Sie gaben uns die Teile in die Hand und blieben das geistige Band schuldig. Neben die „Stoffhuber" traten dann, wie Friedrich Th. Vischer

[1] „Lehrbuch der historischen Methode", S. 13 ff. (2. Aufl. Leipzig 1894).

einmal die „Faust"-Ausleger scheidet, die „Sinnhuber", die über das Individuum Goethe hinausgreifende allgemeine Ideen aus seinen Dichtungen abzuleiten suchten. Neben den Pragmatismus Schlosserscher Richtung, den Gervinus wie auf die Geschichte unserer älteren Literatur, so auch auf Goethe anwandte[1], trat die spekulative Philosophie, um der Weisheit letzten Schluß zu offenbaren. Die Hegelianer[2] legten in Goethes Dichtung alles mögliche Metaphysische und Geschichtsphilosophische hinein und verschuldeten durch ihre unkünstlerisch geartete Befangenheit und Voreingenommenheit, daß Deutschlands größter Dichter Jahrzehntelang in so reifen, gehaltvollen Schöpfungen wie dem zweiten Teile des „Faust" und „Wilhelm Meisters Wanderjahren" für schlechthin unverständlich galt. Achselzuckend meinte man, dem alten Herrn da nachzugehen, sei und bleibe verlorene Zeit und Mühe; man müsse dergleichen eben wohlwollend und nachsichtig in den Kauf nehmen. Erst die vielgeschmähte Goethe-Philologie, die doch der Dichter selbst durch Anlage eines regelrechten Goethe-Archivs begründet hat, gewann ihn der Philosophie ab und der lebenden Welt von neuem, und das soll ihr, die sich zuzeiten gewiß ebenso vergaloppiert hat wie die nachkantische Ästhetik, immerdar unvergessen bleiben. Wohl gab es schon zu des Dichters Lebzeiten auch eine „Goethomanie", wie sie z. B. Karl Rosenkranz bezeugt[3], aber die einfluß-

[1] Vgl. Gutzkow a. a. O., S. 168.

[2] Z. B. Karl Friedrich Göschel, Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Goethe (Berlin 1832).

[3] „Goethe und seine Werke", S. 17 (2. Aufl. 1856). Ich verweise ferner auf Adolf Stahrs Aufsatz „Goethomanie" in Kobbes „Humoristischen Blättern", Jahrg. 2, S. 166 f., wo auch Göschels unten zu besprechende „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe-

reichere Literatur über Goethe, wenn sie sich auch noch nicht in Biographien darstellte, lag zunächst in den Händen von Goethe-Gegnern, denen Goethes Freunde und Parteigänger an geistiger Begabung und Bedeutung meist nicht gewachsen waren. Ausnahmen stellen natürlich Persönlichkeiten wie Thomas Carlyle oder Bettina v. Arnim dar, und auch Heinrich Heine und Ludolf Wienbarg muß es nachgerühmt werden, daß sie in einigen Abschnitten der „Romantischen Schule" und der „Ästhetischen Feldzüge" über Goethe weit Besseres gesagt haben als andere in dickleibigen Monographien. Sonst aber sind die „Goethomanen" fast durchweg gute Leute und schlechte Musikanten, bei denen das Wollen dem Können keineswegs entspricht. Sie sind nicht Charakteristiker und Darsteller, sondern Nachtreter und Berichterstatter, nicht Historiker und Kritiker, sondern Notizensammler und Lobredner. Daß Goethe selbst sie dennoch schätzte und vielfach — auch öffentlich — lobte, ist ja menschlich wohlbegreiflich.

So spricht er in den „Annalen" zu den Jahren 1820 und 1821 ein paarmal sehr freundlich von seinen Beziehungen zu dem jungen Philologen und Philosophen Karl Ernst Schubarth, die freilich nicht dauernd guten Bestand hatten. Zum Jahre 1820 aber bemerkt Goethe noch: „Die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und wert machen", und in dem Aufsatz „Antik und modern" geht er von Schubarths Schriftchen „Zur Beurteilung Goethes" aus, das er „in jedem Sinne zu schätzen und dankbar anzuerkennen habe". Jene Arbeit (Breslau 1818, 140 S.) wuchs sich rasch

scher Dicht- und Denkweise" gebührend an den Pranger gestellt werden, namentlich im Anschluß an die Behandlung des Goetheschen „Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern" in deren 3. Bande.

zu einer zweiten vermehrten Auflage in zwei Bänden von fast 900 Seiten Umfang aus (Breslau und Wien 1820), die den Untertitel „mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst" erhielt. Dieser Zusatz war höchst nötig, denn wir haben es mit einer recht bunten Schüssel zu tun. Namentlich der zweite Band enthält große Sonderabhandlungen über das Nibelungenlied, über die Teufelsvorstellung im Mittelalter und über Grundsätze der Kritik und Ästhetik ganz im allgemeinen, worüber die in Goethe gesuchte Einheit völlig verloren geht. Aber auch hiervon abgesehen ist das Buch eine nichts weniger als geschlossene Leistung, vielmehr ein merkwürdiges Muster von Zerstückelung und schriftstellerischer Unart. Der eigentliche Goethe-Teil, der den ersten Band füllt, bietet neben 40 Seiten Haupttext deren 340 an Vorerinnerung, Einleitung, Vorwort, Rückblicken, Zu- und Beigaben, die unter reichlichen Auszügen aus Goethes Schriften in höchst weitschweifiger Weise lehrsatzmäßig schulmeistern. Die Auswahl des Behandelten ist recht willkürlich, und allenthalben fehlt Abschluß und Rundung. Das Buch ist eine Sammlung von Einzelbesprechungen und Aphorismen, die selten in die Tiefe gehen und Bedeutendes zu sagen wissen. Eine wirkliche Biographie war ja damals noch gar nicht zu schreiben, da Goethe immer noch ein Werdender war, und Schubarth selbst will das Dargebrachte nur als Vorarbeit angesehen wissen, aber es mangelten ihm auch zum Biographen die Vorbedingungen nach der literarhistorischen wie nach der schriftstellerischen Seite. Falls seine Vorarbeit sich noch einmal in eine „ordentliche Arbeit" (I 307) verwandeln sollte, so werde, hofft der Verfasser, auch alle eigene subjektive Ansicht immer mehr zurücktreten. Denn größte Objektivität, die doch zumeist gleichbedeutend mit Farb-

losigkeit und Unpersönlichkeit ist, bildet Schubarths einseitiges Ideal der Biographie. Das hängt zusammen mit seiner Abneigung gegen alle ästhetischen Betrachtungen; Kritiker (wie die von ihm scharf zurückgewiesenen Brüder Schlegel) will er gar nicht sein, und darum werde man, erklärt er im Vorwort, „von Goethe dem Dichter in dieser Schrift gar nicht oder wenig geredet finden".

In der „Romantischen Schule" (Werke V 259) bemerkt Heine: „Seit den letzten zehn Jahren brachte jede Leipziger Messe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Untersuchungen des Herrn Schubarth über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik". Schubarths Buch ist typisch für eine ganze Reihe ähnlicher Schriften. Ungefähr dasselbe gilt von J. St. Zaupers „Studien über Goethe", die 1820 in Wien zuerst erschienen und in zwanzig Jahren zu einer vermehrten Neuausgabe in zwei Bänden aufschwollen (Wien 1840). Zauper ist gleichfalls alles andere als Historiker und Kritiker. Er gibt (wesentlich nach Ernestis „Handbuch der schönen Redekünste"!) eine schulmäßig dürre Poetik aus den Werken Goethes, mit einer sich als förmliche Goethe-Anthologie darstellenden Fülle von Belegen, und fügt eine niederschmetternde Masse eigener „Aphorismen moralischen und ästhetischen Inhalts, meist in bezug auf Goethe" hinzu.

Der letztere Titel paßt auch durchaus auf des getreuen Johann Peter Eckermann „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe". „Eckermanns Aphorismen gelesen" heißt es in des Dichters Tagebuch unter dem 3. Juni 1823. Eckermann hatte ihm sein Manuskript eingesandt mit der Bitte, ihm einen Verleger zu besorgen. Goethe erfüllte diesen Wunsch und

zog den Verfasser auf ebendiese Schrift hin dauernd zu sich nach Weimar. Von dem Leben und der Persönlichkeit Goethes, den Eckermann bei der Abfassung ja noch nie gesehen hatte, ist in dem Buche (Stuttgart 1823) gar keine Rede, auch über die Werke finden wir keine systematische, zusammenfassende Darstellung. Nur die „Wahlverwandtschaften" kommen zu ausführlicherer Behandlung; auf andere Dichtungen, wie besonders den „Divan", wirft der Verfasser nur Streifblicke in seinen gedankensplitterähnlichen Aufsätzchen, die sich z. B. „Einzelne Gedanken und Ansichten", „Natur und Kunst in der Poesie", „Bemerkungen über das Verstehen des Dichters", „Ansichten in bezug auf poetische Form" betiteln. Sie zeigen, daß Eckermann sich erstaunlich in seinen Lieblingsdichter eingelesen und viele seiner Anschauungen ganz in sich aufgesogen hat. Auch ihm ist das klassische Altertum die Blüte der Menschheitskultur, auch ihm scheint die moderne, die romantische Dichtung auf gefährlichen Bahnen zu wandeln. Wir verstehen es wohl, daß der große Dichter, der durch Zustimmung nicht verwöhnt war, mit Beifall nicht kargte und auf den jungen Schriftsteller große persönliche Hoffnungen setzte. Öffentliche Anerkennung zollten diesem sowohl Schubarth (in seiner Schrift „Paläophron und Neoterpe") wie Zauper (in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, August 1824), die sich als Vertreter der damaligen Goethe-Forschung fühlten[1].

[1] Einen Neudruck von Eckermanns „Beiträgen zur Poesie" hat in seiner „Goethe-Bibliothek" Karl Wendriner herausgegeben (Berlin 1911). Am besten hat über Eckermann und auch über seine genannte Schrift Richard M. Meyer im Goethe-Jahrbuch XVII (1896) gehandelt; der Aufsatz ist dann in seine „Gestalten und Probleme" (Berlin 1905) übergegangen.

Ein Sammelbuch ist nicht minder das Varnhagensche: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (Berlin 1823), auf das Zauper sich bezieht. Auch Varnhagen beschränkt sich darauf, Bücherwidmungen an Goethe, Rezensionen seiner Schriften und auf ihn gehende Stellen aus Memoiren und anderen Werken ohne eigene Zutaten aneinander zu reihen, womit er immerhin einen Vorläufer zu Julius W. Brauns verdienstlichem Werke „Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen" (Berlin 1883 ff.) geschaffen hat.

Auf Varnhagen fußt wiederum in seinem Buche „Über Goethe. Literarisch-artistische Nachrichten" (Leipzig 1828) A. Nicolovius, der sich selbst mit Recht nur als Herausgeber bezeichnet. Denn auch er bietet nichts anderes als eine Bibliographie von Goethes Schriften und von Rezensionen und anderen fremden Urteilen über ihn. Indessen zollte der Dichter auch diesem ihm „sehr werten, von der Natur wohlbegabten, nahverwandten jungen Manne", wiewohl zurückhaltend, den üblichen Dank und aufmunternden Beifall, desgleichen Albert Stapfer für seine „Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe" und so manchen anderen schreibfertigen Freunden derselben Art, die wir hier um so eher mit Stillschweigen übergehen können, als ihre Schriften von „Goethe-Biographien" noch sehr weit entfernt bleiben.

Es ist das auch der Fall bei dem Buche, das in des Dichters Todesjahr der unbedeutende satirische Schriftsteller Johannes Falk herausgab: „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig 1832). Im Vorwort erklärt der Verfasser: „Goethe nicht etwa mittelbar aus seinen Werken, sondern unmittelbar aus seinem Leben selbst zu schildern, soweit es mir im Umgange mit ihm zugänglich ward, ist der Zweck dieser Blätter. Es sind geordnete, ge-

wissenhafte Auszüge aus meinem sorgfältig geführten Tagebuche". Im Gegensatze zu Eckermann schwebt Falk wohl so etwas wie eine geschlossene Monographie vor, aber auch er ist in Wahrheit über eine lose Sammlung von Einzelaufsätzen nicht hinausgekommen. „Goethes Mutter", „Goethes Ansicht der Natur", Goethes wissenschaftliche Ansichten", „Goethe und Lenz", „Goethe und Herder" usw. sind sie überschrieben, der wichtigste gibt einen „Allgemeinen Umriß von Goethes Charakter als Mensch und Künstler". Lediglich den Wert eines zeitgeschichtlichen Kuriosums haben die im „zweiten Anhang" vereinigten 27 Abhandlungen über den „Faust". Während die Hallische Allgemeine Literaturzeitung (Dezember 1832) das Buch recht hoch einschätzte, äußerte die Jenaische (Juli 1832) den ersten Zweifel an der vollen Glaubwürdigkeit der Falkschen Berichte. Diesen Zweifel teilte besonders auch W. von Humboldt. Jedenfalls muten uns Eckermanns unendlich viel wertvollere „Gespräche mit Goethe" (zuerst 1835 erschienen) weit zuverlässiger an. Was die Schrift zu einer wenig erfreulichen macht, ist erstlich die weitschweifige Geschwätzigkeit und dann vor allem die vorlaute Art des Verfassers, Goethen in seine Ausführungen hineinzureden, sie durch platte Ergänzungen und Weiterführungen zu entwerten[1].

Derselbe Doppelvorwurf trifft des Goetheschen Hausphilologen Friedrich Wilhelm Riemer zweibändiges Buch „Mitteilungen über Goethe", das, 1200 Seiten umfassend, 1841 erschien und das, allen Vorgängern miß-

[1] Nachdem schon Minor (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I) dem übel beleumdeten Verfasser gerechter zu werden gesucht hatte, hat sich jetzt Wendriner im Nachwort zu seinem Neudruck (Berlin 1911) gar zu einer „Rettung" Falks verstiegen.

günstig, in erster Linie nicht nur mit Falk, sondern auch mit Bettinens herrlichem Briefroman „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (Berlin 1835) scharf ins Gericht geht. Es ist ein kleinlicher Mensch und pedantischer Geist, der hier Goethes Welt, ebenfalls unter lauter Einzelgesichtspunkten, zu umspannen sucht. Heute, wo es nicht mehr nötig ist, Menzels und Börnes Angriffe auf Goethe abzuwehren, hat Riemers Wälzer seine eigentliche Bedeutung verloren[1].

Riemer und die meisten anderen Goethomanen haben durch ihre Kritiklosigkeit ihrem Abgott fast mehr geschadet als genützt. Wenn z. B. Nicolovius grundsätzlich nur die lobenden Rezensionen über Goethe abdruckte und erklärte, es sei ein unwürdiges Beginnen, den über jeden Einwand und Vorwurf erhabenen Dichter zu tadeln, so bereitete er selbst der Gegenbewegung den Boden und forderte den Widerspruch der Kritik geradezu heraus. Sie ließ nicht auf sich warten.

Der Satz: Die deutschen Gelehrten teilen sich „in zwei Parteien, nämlich in Goethisten und Antigoethisten" findet sich in dem tollsten aller Erzeugnisse des Antigoethismus, in dem aus dem Englischen übernommenen und erweiterten Buche des Pseudonymus Friedrich Glover: „Goethe als Mensch und Schriftsteller" (Braunschweig 1823; 2. Aufl. Halberstadt 1824). Dies Machwerk strotzt von den wahnwitzigsten Ausfällen gegen alle Welt, besonders aber gegen Goethe, dessen Leben in einer unglaublich aberweisen und frechen Auslegung von „Dichtung und Wahrheit" nacherzählt wird. Allenthalben wird er herb und beißend vom

[1] Wendriner hat seiner Goethe-Bibliothek auch eine Auswahl aus Riemers „Mitteilungen" einverleibt (Berlin 1913).

engsten Philisterstandpunkt aus getadelt und mit den unerhörtesten Beschimpfungen bedacht. Es ist der fanatischste Haß gegen das Große, der hier Deutschlands ersten Dichter mit Bergen von Schmutz bewirft. Glovers Sudelei war zu toll, um ernst genommen zu werden. Maximilian Klinger lehnte die Widmung des Verfassers zu Goethes großer Freude öffentlich ab[1], und kein Geringerer als Jacob Grimm sprach sofort in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" (Jahrg. 1822, S. 1896) aus, wie jeder Anständige das Buch beurteilen mußte: „Ein Deutscher, der sich mit Übertragung des bekannten in den Edinburgh Reviews[2] gestandenen Aufsatzes befleckt; seine hinzugefügte Ausstattung ist viel gemeiner. Vielleicht kein Deutscher, oder noch nicht lange, nach dem Namen zu schließen. Jetzt in seinen alten Tagen fahren Leute über den großen Dichter her, die es nicht würdig sind, ihm die Schuhriemen zu lösen. *Λοίδορον πᾶσα γαῖα τρέφει.*"[3]

Das Gloversche Buch war eine Schmähschrift persönlichen Hasses, persönlicher Verbohrtheit und darf darum nicht als allgemeinverbindlich genommen werden, aber wir finden auch bessere Namen auf der Seite der Goethe-Gegner.

Gegen die „wunderliche Goethomanie unserer Tage" wandte sich im Jahre 1836 auch G. G. Gervinus in seiner Schrift „Über den Goetheschen Briefwechsel", und wenn er im Vorwort meint, man könne in seinem Büch-

---

[1] Vgl. „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller", 3. April 1824 (Ausgabe von Burkhardt, 3. Aufl., S. 109 f.). Dazu Holtzmann, S. 50 ff., und Düntzer in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1866, S. 100 ff.

[2] Vol. XXVI, June 1816, Nr. 52.

[3] Vgl. jetzt J. Grimms Kleinere Schriften IV 178.

lein möglicherweise eine Tendenz finden und ihn des „Antigoethianismus" beschuldigen, hat er so unrecht nicht. Denn fehlt es ihm im ganzen auch nicht an Verehrung und Bewunderung für Goethe, so verstimmt uns doch eine im einzelnen zutage tretende kleinliche Mäkelei und ein anmaßendes Schulmeistern recht stark. Ungebührlich hebt Gervinus kleine Schwächen Goethes hervor, wie seine Förmlichkeit und Feierlichkeit im Alter, er glaubt, nach dem Bekanntwerden der Briefe könne seine eigene Charakteristik Mercks „etwas klarer als die Goethische ausfallen", oder bemerkt herablassend über den jungen, in Weimar einziehenden Dichter: „Schade, daß er nicht ein klein wenig mehr Gabe der Selbstbeobachtung, nicht ein wenig fruchtbarere Aufforderung zur Mitteilung über sich selbst hatte, damit er in Zeiten über vieles Dunkle in sich aufgeklärt worden wäre." Er spricht von der „später ganz ins Lächerliche entwickelten Bedeutsamkeit", mit der Goethe auf Tagebücher und Notizen die höchsten Stücke hält, mit der er „jede elendeste Sache mit pathetischer Weisheitsmiene betrachtet", er nennt sich selbst „keck genug", „Goethe etwas ähnliches übel zu nehmen, was ihm selbst an Gleim widerwärtig war, daß nämlich dieser ‚seinen Namen unter den unbedeutendsten Sachen fortwalten ließ und auf diese Weise von sich selbst ein absterbendes Echo werden mußte'". Er wagt es, Goethes Altersdichtung mit Sätzen wie den folgenden abzutun: „Es gehörte das deutsche Volk dazu, dem großen Künstler nachzusehen, daß er ihm nach der ersten Darlegung seines ungemeinen Vermögens Dichtungen hinwarf, die ihn meinethalb der Ungeschmack des Publikums schreiben heißen konnte, von denen ihn aber die Achtung vor der Würde der Kunst ewig hätte abhalten müssen: es gehörte unsere Gutmütig-

keit hierzu, daß wir uns an den Spätfrüchten seiner Muse die Zähne ausbissen, die uns, mit deutlichen Worten, zum Schaden unserer Zähne geboten waren, und daß wir uns durch des Dichters kontemptive Behandlung in unserer Vergötterung nicht irren ließen" (S. 150). Und in seinem Bestreben, den zu damaliger Zeit stark verkannten Schiller Goethe gegenüber zu heben, vergreift er sich unglaublich: „Hätte er sich bei seinen Anlagen, wie Schiller, auf das Eine der Dichtung konzentriert, hätte er wie Schiller sich der Geschichte zum Nutzen seiner Dichtung trotz aller Schwierigkeiten zu bemächtigen gesucht, so wäre er unstreitig auf einen weit höheren Gipfel der Kunst gekommen. Er zog die ganze Ausbildung des Menschen vor: dies bleibt ewig ein halbes Werk" (S. 97). Für das, was Johannes Volkelt[1] fein als die „irrationalen Ausläufer der Individualität" aufgezeigt hat, ist eben Gervinus' Blick gebunden.

Zum Teil mag ja die Unzulänglichkeit des damals vorliegenden Materials ihn entschuldigen. Er hat gut reden, daß wir über Goethes erste Weimarer Zeit „aus seinen unmittelbaren Mitteilungen in Briefen und Gesprächen" so wenig erfahren, wenn die Briefe an Charlotte v. Stein noch ungedruckt sind! Aber im ganzen bleibt die Schrift doch ein merkwürdiges Zeugnis der Befangenheit bei einem bedeutenden Manne, und einen wirklichen Milderungsgrund gibt höchstens die Erwägung, daß wir es nun einmal mit einer reaktionär-polemischen Schrift zu tun haben, bei der ein Übermaß einigermaßen erklärlich, ja innerlich begründet ist.

Die Gervinussche Kundgebung blieb nicht unwider-

[1]) „Ästhetische Zeitfragen", S. 132 ff. (München 1895).

sprochen. Noch in demselben Jahre 1836 trat Karl Gutzkow mit der Schrift „Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" für den verkleinerten Großen in die Schranken, zugleich mit Gervinus und Wolfgang Menzel die Klinge kreuzend. Nicht der Gutzkow, der später im Vollgefühl der Neunbändigkeit seiner „Ritter vom Geiste" mit geballter Faust an Rietschels Denkmal in Weimar vorüberging und endlich in dem widerwärtigen pathologischen Greisenbuche „Dionysius Longinus" (Stuttgart 1878) die niederreißende Tendenz selbst ad absurdum führte. Hier, wo er „einen polemischen und einen paränetischen Zweck" verfolgt, zeigt er sich noch vorurteilslos und verehrungsfreudig, mit einem Worte: jung. „Wenn große Männer vom Schauplatze treten, so schwinden die Leidenschaften, die sie aufregten, mit dem allmählich verdämmernden Schatten ihrer Persönlichkeit, mit dem äußersten Saum ihres Kleides, den wir kaum mehr sehen, sondern nur noch rauschen hören, in weiter todesnächtlicher Ferne." Er weist Gervinus auf die Unzulänglichkeit und parteiische Bewertung seines Materials hin, ohne zu verkennen, daß es sich bei jenem doch um eine „ungemein anregende Schrift" handelt. Durchaus nicht in blinder Bewunderung tritt Gutzkow dann seinerseits vor das Problem der geistigen Zeitgeschichte und erfreut durch eine große Zahl treffender Ausführungen. Sein Schluß ist, Goethe sei ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen könne; durch nichts bestimmt, könne er jedes bestimmen. Goethes Dichtungen seien ein kritisches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Weder eine Gesinnung noch eine Manier will Gutzkow mit seiner Goethe-Darstellung empfehlen, sondern sich nur die „Freude und Genüge an dem un-

sterblichen Teile Goethes" niemals verkümmern lassen. „Wenn sich die jüngere Generation an seinen Werken bildet, so konnte sie kein Mittel finden, das so sonnig die Nebel des Augenblicks zerteilte, kein Fahrzeug, das sie über die wogenden Fluten widersprechender Begriffe so sicher hinübersetzte." Mehr kann man von dem überschwänglichen Biographen Börnes, von einem Führer des Jungen Deutschland wohl nicht verlangen.

Wesentlich gegen Wolfgang Menzel richtet den „Kampf um Goethes Leiche" das Buch von K. Reck: „Goethe und seine Widersacher oder der neue deutsche kritische Parnaß, mit Einleitung und einigen Seitenfugen. Erstes [und einziges] Bändchen" (Weimar 1837); Reck versicht darin mit warmem Eifer den Satz, Goethe sei vielmehr Kern und Haupt unserer gesamten Nationalliteratur. Von derselben Überzeugung getragen und gleichfalls gegen Menzel gerichtet ist auch Robert Pennys kleine Broschüre: „Deutschlands schöne Literatur der Gegenwart und Zukunft" (Reutlingen 1836).

Gegen die Darstellung Goethes bei Gervinus[1], auch in dessen 1835 hervortretender „Geschichte der deutschen Nationalliteratur", eiferte bei aller Anerkennung, ja zum Beweise derselben auch noch Karl Rosenkranz in der ersten Auflage seines Buches „Goethe und seine Werke" (1847). Er forderte, daß man dem Dichter gegenüber den historischen Standpunkt einnehme und ihn nicht nach

[1] Vgl. ferner O. L. B. Wolff, Goethe, Gervinus und der Goethesche Briefwechsel, Feuchtersleben, Sämtliche Werke III 94 und endlich noch F. Gregorovius, Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen, S. 13 f. (2. Ausg., Schwäbisch Hall 1855), der meinte, Gervinus werde in seiner Idiosynkrasie gegen Goethe zum Homeromastix.

praktischen Postulaten beurteile, „welche dem patriotischen Enthusiasmus des Kritikers Ehre machen und in welchen ich gern mit ihm sympathisiere, die ihn aber gegen den Dichter mit Vorurteilen erfüllen und nur zu oft gegen ihn ungerecht werden lassen. Gervinus hat sich Goethes zweiter Lebenshälfte gegenüber in theoretische Abstraktionen verniſtet, die seinen klaren Blick trüben. Namentlich hat er die Kontrastierung mit Schiller viel zu weit getrieben“ [1].

Das Buch von Rosenkranz bedeutete die erste runde Sonderdarstellung Goethes und erwarb sich einen erheblichen Einfluß. Auch Rosenkranz muß darin noch wesentlich als Verteidiger auftreten. Von zusammenfassenden größeren Büchern fand er außer den schon genannten im Grunde nur noch zwei vor: Carl Friedrich Goeschels „Unterhaltungen zur Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal“ (Schleusingen 1834, 3 Bde.), das Buch eines feinsinnigen Anempfinders, nur ganz schwach pietistisch angehaucht, aber jedenfalls kein bedeutendes, stark persönliches Werk, und Karl Grüns Buch „Goethe vom menschlichen Standpunkte“ (Darmstadt 1846), nicht unverdienstlich und soweit unbefangen, wie es mit der zur Schau getragenen Tendenz, den Dichter zum Feuerbachianer zu stempeln, vereinbar ist.

Das mäßig umfangreiche Buch von Rosenkranz überbietet diese Vorgänger entschieden an Weite des Blicks und Schärfe der Charakteristik. In seinem Aufbau läßt es zu wünschen übrig. Aus akademischen Vorträgen entstanden, hat es erst in der zweiten Auflage die entsprechende

[1] Vgl. dazu auch Gutzkow a. a. O., S. 280: „Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im reinen ist. Und dann kann man auch wieder anfangen, Schiller statt Goethe zu empfehlen“.

äußere Anordnung und Einteilung notdürftig verwischt. Eine fortlaufende Biographie, in der Leben und Werke verwoben dargestellt werden, haben wir nicht vor uns; namentlich am Anfang und am Ende zerfällt das Werk allzusehr in Sonderabhandlungen; so wird der zweiten Auflage gar eine ausführliche Vergleichung der „Wanderjahre" mit George Sands „Compagnon du tour de France" als selbständiges Kapitel neu einverleibt.

Das Buch wird von warmer Bewunderung getragen. In rein biographischer Hinsicht bietet es wenig und will es wenig bieten; zudem steht der Verfasser „Dichtung und Wahrheit" zu gläubig gegenüber. Er stellt in der Hauptsache Goethe nur als Dichter dar, wobei, in Übereinstimmung mit Wilhelm v. Humboldt und Gervinus, „Hermann und Dorothea" für Goethes künstlerisch vollendetstes Werk erklärt wird. Viel Gutes wird über Goethes Romane geäußert; namentlich bringt die zweite Auflage vom Jahre 1856 eine überzeugte „Rettung" der höchlich gepriesenen „Wanderjahre", die Gervinus geradezu verächtlich abgetan hatte. In dessen Sinne wird anderseits auf die politischen Dinge ein uns heute zu schwer dünkendes Gewicht gelegt; so sind die betreffenden Ausführungen zum „Egmont", zur „Natürlichen Tochter" verhältnismäßig viel zu breit. Auch das „Märchen" wird in entschieden abzulehnender Weise zur blassen Allegorie herabgedrückt, wenn wir daraus Goethes Ansichten über Zollschranken und Freihandel ablesen sollen. Überhaupt tritt nach dieser Seite hin der allenthalben „Ideen" aufspürende Hegelianer etwas zu sehr hervor, der bei Gervinus eine sichere philosophische Grundlage des Urteils vermißt und seinerseits erklärt: „Die Beschäftigung mit der Kunst darf nicht mehr eine bloße Befriedigung unseres Geschmackes

sein. Wir müssen einen höheren Standpunkt, einen universell philosophischen, einnehmen." Demzufolge gibt uns Rosenkranz, wenn auch nicht in dem Grade wie ein anderer Schüler Hegels, Friedrich Th. Vischer, bei der Betrachtung des „Faust" zu starkem Kopfschütteln Anlaß, so wenn er den Schlüssel, der zu den „Müttern" führt, als die „Sinnlichkeit und ihre Schranke" deutet. Dennoch durfte damals Julian Schmidt das Urteil fällen: „Rosenkranzens Werk über Goethe ist das geistvollste, gelehrteste und gesundeste Buch, das nicht bloß von den Hegelianern, sondern überhaupt über unsern großen Dichter geschrieben ist."

Unter Rosenkranz' nächsten Nachfolgern brauchen uns Goethe-Biographien wie die von August Spieß (Wiesbaden 1854) gar nicht mehr zu kümmern; auch „Goethes Leben" von Johann Wilhelm Schäfer, das im Jahre 1851 in erster, noch 1877 in dritter Auflage erschien, bedeutet durchaus keinen Fortschritt. Ganz abgesehen davon, daß dieses Buch natürlich in zahlreichen Punkten berichtigt und überholt worden ist, erhebt es sich wenig über ein bloßes relata refero. Es ist zu unpersönlich und betrachtet den Stoff unter recht kleinem Gesichtswinkel. Schäfer hat es ganz wesentlich nur mit dem Dichter Goethe zu tun, ohne doch zugleich die Dichtungen selbst tiefer zu behandeln. Goedeke bezeichnete freilich das zweibändige Werk seiner Zeit als „beste Biographie" Goethes, aber Goedekes Verdienste liegen ja selbst nicht in ästhetischer Richtung, und darum ist man auch über sein eigenes Buch „Goethes Leben und Werke" literarhistorisch bald hinweggeschritten.

Das allzu leicht, ja leichtsinnig hingeworfene Buch „Goethe. Ein biographisches Denkmal" (Jena 1840/1),

das H. Döring einem noch flüchtigeren Abriß desselben Themas vom Jahre 1828 (2. Ausgabe Weimar 1833) folgen ließ, übergehend, wenden wir uns nunmehr Heinrich Viehoffs inhaltreichem Werke „Goethes Leben" (Stuttgart 1847 ff., 4 Bände)[1] zu, dem ersten wirklich rein literarhistorischen. Es ist nicht unbeeinflußt weder von Gervinus, den Viehoff einmal „unsern größten Literarhistoriker" nennt, noch von dem „geistreichen Werk von Rosenkranz"; es ist weniger eigenartig und gehaltvoll als die Darstellungen jener Männer, aber es ist sachlicher und es faßt den Stoff vollständiger zusammen. Es will nicht nur den Dichter Goethe behandeln, sondern auch den Künstler im weiteren Sinne, den Lebensphilosophen, den Naturforscher, den Beamten, den Hofmann, den Gesellschafter, den Freund, kurz den ganzen Menschen in allen seinen Ausstrahlungen. Es will auch kritisch-ästhetisch den einzelnen Werken gerecht werden, tut das indessen mit oft befremdender Auswahl; so sucht man eine dem „Wilhelm Meister" entsprechende Würdigung in dem (obendrein jeden Registers baren) umfänglichen Werk umsonst. Auch verspricht es bloß eine nicht vorhandene großzügigere Zusammenfassung am Schlusse, die recht nötig wäre, denn so kann man an dem Buche fast nur die Stoffanhäufung loben; ein letztes Wort über Goethe zu sagen macht es keinen Versuch. Somit ist das verdienstliche und nützlich gewesene, mit reicher Kenntnis und nicht ohne Geschmack geschriebene Buch doch gewiß kein biographisches Kunstwerk. Wie bei Düntzer ist bei der Würdigung Viehoffs stets auf den Fleiß und die Zuverlässigkeit des Forschers der Nachdruck zu legen. Seine

[1] 1888 erschien die 5. Auflage.

„Biographie" ist eine erdrückende Aufhäufung roher Bausteine; ein durchdachter Grundriß, eine kunstvolle Gliederung der Massen fehlt. Es sind der kleinen Einzelheiten allzuviel. Die Darstellung mit ihrem trockenen Berichten wirkt ermüdend breit; sie streut Briefe und große Aktenauszüge ein, legt Sonderuntersuchungen in einem nicht angemessenen Umfange vor und setzt sich mit der Fachliteratur im Texte selbst wie in Fußnoten in einer Weise auseinander, daß das Ziel einer freien biographischen Schöpfung weit verrückt wird. Das Ganze ist ein großes annalistisches Gerüst, das nur dürftig umkleidet erscheint; namentlich in der zweiten Hälfte werden wir gar zu bequem mit bloßen Erweiterungen von Goethes „Tag- und Jahresheften" abgespeist.

Im Vorwort zum zweiten Bande (1848) heißt es: „Das Säkularfest von Goethes Geburtstage rückte heran, und noch verlautete von keinem der Schriftsteller unseres Vaterlandes, daß er sich anschicke, den Tag, der hoffentlich als ein Nationalfest begangen wird, mit einer Biographie des Gefeierten zu begrüßen. Da kam über den Kanal her die Kunde, ein Engländer rüste sich, uns den Ruhm des Erstlingsversuches zu entreißen. Der Unmut über diese Nachricht besiegte mein Zagen und Zaudern. Was Begabtere zu tun versäumten, das beschloß ich zu wagen; von deutschem Fleiße, deutscher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hoffte ich wenigstens ein achtbares Pfund in die Wagschale legen zu können gegen jenes den Britten und Franzosen nachgerühmte Talent, mit leichter Hand ein ansprechendes Lebensbild zu entwerfen. Das Wagnis war vielleicht zu kühn; so ist doch der Mut und die Quelle, woraus es mir geflossen, nicht zu verwerfen." Und am 28. August 1849 schrieb Gustav Freytag in einem

recht lauen Festaufsatz der „Grenzboten“[1], alle bisherigen Goethe-Biographien ablehnend: „Ein Buch fehlt uns noch immer, sein Leben. Wer uns Deutschen das reichen könnte, wie es geschrieben werden muß, ohne Diplomatie und Schonung, mit großem Blick und genauer Kenntnis des Details, dem wollten wir sehr danken.“

Inzwischen kam der von Viehoff angemeldete Engländer und schob diesen selbst alsbald ins Hintertreffen. Die erste wirkliche große Goethe-Biographie stammt von einem Landsmanne Thomas Carlyles, von G. H. Lewes, dem Gatten der George Eliot. Das im Jahre 1855 zuerst hervorgetretene Buch („Life and works of Goethe“, 2 Bände) ist wieder und wieder auch ins Deutsche übersetzt worden[2], bildete bis vor kurzem die bei weitem verbreitetste Biographie des Dichters und muß daher in diesem Zusammenhange wie ein deutsches Werk betrachtet werden. Über diese Biographie die Achseln zu zucken, gehört heute fast zum guten Ton. Die deutschen Fachmänner, Viehoff an der Spitze, lehnten sie — wohl nicht nur aus sachlichen Gründen — sehr scharf ab, und im Jahre 1883 bemerkte Bernays in seinem Goethe-Artikel der „Allgemeinen Deutschen Biographie“: „Das Buch des Engländers Lewes, das vor mehr als dreißig Jahren für dessen Landsleute von Nutzen sein konnte, ist hoffentlich in Deutschland für immer beseitigt“. Etwas Chauvinismus und Ärger über die Nebenbuhlerschaft sprach in solchen Urteilen sicherlich mit.

Gewiß gehört das Buch durchaus nicht zu den be-

---

[1] Vgl. jetzt G. Freytag, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—1894, herausg. von Ernst Elster, I 50 ff. (Leipzig 1901).

[2] Vgl. die Ausgabe von Frese (18. Aufl., Leipzig 1903, 2 Bde.).

deutenden, aber für seine Zeit war es doch ein ganz guter Anfang und hat gut gewirkt. Mancher Goethe-Forscher ist über Lewes' Schultern emporgestiegen. Lewes ist zuerst auf größerer Bahn vorangeschritten, und wenigstens der Historiker, der da weiß, wie oft die Erstgeburt todgeweiht ist, sollte dem Werke die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die es beanspruchen kann, wenn man sachlich auch, ohne ungerecht zu sein, darüber zur Tagesordnung übergehen kann. Daß es jetzt überholt ist, löscht seine einstigen Verdienste nicht aus. Auch wissenschaftlich war es einmal eine ganz achtbare Leistung; die Forschung hatte es damals noch nicht so bequem wie heute und Lewes hat sich viele Mühe gegeben, näher an die Quellen heranzukommen. Ihn jetzt in Grund und Boden zu kritisieren ist kinderleicht. Der Ich-Stil, in dem sich der selbstsichere und selbstgerechte Verfasser gefällt, steht ihm allerdings nicht zu, denn er treibt, um ein Wort Scherers zu gebrauchen, doch bloß Küstenschiffahrt; nur weil ihm die eigentlichen Probleme gar nicht bewußt werden, gerät er nie in Verlegenheit. Charlotte v. Stein kommt auch nicht entfernt zu ihrem Rechte, während Christiane schon auffallend unbefangen beurteilt wird. Vor allem aber in kritisch-ästhetischer Hinsicht bleibt Lewes unendlich vieles schuldig. Das achte Kapitel des sechsten Buches: „Goethes lyrische Gedichte", ist mehr als dürftig, die „Wanderjahre" werden völlig unzureichend und mit unerhörter Respektlosigkeit besprochen, und in dem Kapitel über den zweiten Teil des „Faust" wird das Unzulänglichste Ereignis; wiederholte Lektüre dieses großen Goetheschen Vermächtnisses habe, erklärt Herr Lewes mit kühlem Bedauern, seinen „ersten ungünstigen Eindruck nur vertieft".

Da somit das Werk nicht zugleich in die Tiefe geht,

ist es unerlaubt breit; das macht der zwar glatte, aber auch platt geschwätzige Stil, dessen „Popularität" gerade darum dem großen Publikum so leicht einging. Sensationell anmutende geschmacklose Kapitelüberschriften wie „Das frühreife Kind", „Der literarische Löwe", „Der wahre Menschenfreund", „Bunte Fäden" kennzeichnen für sich schon das Bestreben nach novellistischen Nebenwirkungen.

Kurz nach dem Erscheinen von Lewes' Werk brachte das Jahr 1856 die zweite Auflage des Rosenkranzschen, das in Form und Inhalt etwas mehr ausgeglichen worden war. Neben vielen einzelnen Besserungen hatten auch einige größere Erweiterungen Platz gegriffen. Im Anschluß an die „Wanderjahre" zieht Rosenkranz recht scharf gegen den oberflächlichen Lewes zu Felde, dem ebenso hinsichtlich des „Werther" seine Fehler vorgehalten werden.

Im Jahre 1858 folgte Viehoffs dritte Auflage der zweiten von 1854, dann trat eine Pause ein. Auch Goedekes Buch „Goethes Leben und Schriften" vom Jahre 1874 kann auf den Rang einer Biographie im höheren Sinne keinen Anspruch machen und tut dies auch nicht. Es ist wesentlich aus den Einleitungen des Verfassers zu seiner Gesamtausgabe und zu den einzelnen Werken Goethes etwas buchbindermäßig hergestellt worden. Mit einem einheitlich-organischen Buche haben wir es nicht zu tun. „Ohne viel außerhalb des Stoffes" sich zu ergehen, schildert Goedeke in knappen Zügen Leben und Werke in wenig belebter und wenig eigenartiger Weise; besonders ästhetisch bietet er so gut wie gar nichts und namentlich gegen das Ende hin wird die Darstellung immer ungenügender. Das Buch kommt heute nicht mehr in Betracht. Wir verwundern uns billig, wenn Michael

Bernays im Jahre 1879 schreiben konnte: „Aus der Masse der biographischen Darstellungen mögen die unter sich wieder so verschiedenen Werke von Schäfer, Goedeke und Herman Grimm herausgehoben werden. Jedes derselben ist in seiner Weise trefflich geeignet, in die Goethesche Welt einzuführen".

Herman Grimm hielt, gerade als Goedeke sein Buch erscheinen ließ, an der Berliner Universität zum erstenmal seine berühmten „Vorlesungen über Goethe" (1874/75), die 1876 im Druck herauskamen und jetzt in der achten, von Reinhold Steig herausgegebenen Auflage vorliegen.

Die durch mißbräuchlichen und modemäßigen Gebrauch etwas in Verruf gekommene Bezeichnung „großzügig" stellt sich fast von selbst ein, wenn man Grimms „Goethe" zu charakterisieren unternimmt. Das Werk war ein großer erster Wurf und ist es geblieben; kein Nachfolger hat es aus dem Felde zu schlagen vermocht. Wiewohl im einzelnen mannigfach sehr überholt, ist das Buch, weil es mehr ist als eine gelehrte Biographie, noch lange nicht veraltet.

Grimm lehnte es vor Scherers Tode ab, mit der Weimarer Goethe-Ausgabe etwas zu tun zu haben, da „Kollegialität bei geistiger Produktion" seiner Natur widerspreche — er hätte es daher, nebenbei bemerkt, der Berliner Akademie der Wissenschaften nicht gar so sehr verübeln dürfen, daß sie ihn nicht zum Mitgliede wählte. Konnte er sich doch selbst in die Universitätsfakultät niemals recht hineingewöhnen. Julian Schmidt, der freie Schriftsteller, und Gustav v. Loeper, der hochstehende preußische Hof- und Edelmann, waren seine Freunde; an Scherer, den um dreizehn Jahre jüngeren Kollegen, fesselten ihn doch vor-

zugsweise dessen schöpferische, bewegliche Persönlichkeit und imperatorisch-organisatorische Talente. Für das Philologische als conditio sine qua non des Literarhistorikers hatte Herman Grimm so wenig Verständnis wie Julian Schmidt, dem mancher, wie der Freund in der Widmung zur vierten Auflage des „Goethe" ausführt, den freilich auch nie beanspruchten Titel eines Gelehrten im zünftigen Sinne versagt haben würde. Auch Herman Grimm stand als bewußter Eklektiker außerhalb der „Zunft". Einen „Privatmann, der sich mit Schriftstellerei befaßte", so nannte er sich bis zum Jahre 1870; er ist es aber auch nachher als akademischer Lehrer geblieben. Er war nicht und wollte nicht sein ein archivalischer Forscher, ein Schreibtischmensch, ein Stubengelehrter. „Goethe in freier Luft" betitelte er im Jahre 1899 seinen etwas sonderbar anmutenden Jubiläumsaufsatz in der „Deutschen Rundschau". Er fühlte sich als bedeutenden Mann und verkehrte mit Kaisern und Fürstinnen nicht viel anders als mit seinen Studenten und mit geistreichen Damen am Teetisch. Mit solcher persönlichen Freiheit stand er auch Goethe und dem Plan, ihm ein großangelegtes Werk zu widmen, gegenüber. Goethe war ihm kein wissenschaftlicher „Stoff"; nicht exakt-annalistische Zwecke hatte er im Auge und noch weniger eine pragmatische Geschichtsdarstellung. Ihn erfüllte vielmehr der großartige Impressionismus, von dem er im Vorwort zur fünften Auflage selbst offen Zeugnis ablegte: „Was Goethe erlebte, um es in Phantasiebilder umzuwandeln, dies zu erkennen, erschien mir als die höchste Aufgabe. Ich verließ mich auf eigenes Gefühl und eigene Erfahrungen, indem ich, was andere sagten, ohne Umstände für unzureichend hielt". Er sagt von seiner Biographie nicht: Das ist Goethe, oder: Das ist ein Goethe,

sondern: Das ist mein Goethe. Eine eigentliche Lebensgeschichte will er gar nicht geben (II 65). Er will keine photographische Aufnahme von Goethe machen sondern Künstler sein und verlangt für sich die Rechte der Persönlichkeit. „Damit eine Büste brauchbares historisches Material werde", sagt er einmal (I 204), „ist nicht etwa von nöten, daß sie genau zeige, wie der Mann in den Stunden aussah, wo der Künstler ihn porträtierte, sondern der Bildhauer muß fähig sein, die Gestalt unabhängig vom Aussehen, das sie in bestimmten Tagen bot, als eine eigene Schöpfung hinzustellen". Was Goethe im Rückblick auf sein Verhalten in Sesenheim äußert, es sei hier nicht die Rede von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie lobenswert oder tadelnswürdig seien, sondern inwiefern sie sich ereignen können, das war auch Grimms Grundsatz, der ihn von Gervinus weg und zu Ranke hin führte. Vor allem aber berührt sich die Anlage seines Werkes — von Methode bei Herman Grimm zu reden ist mißlich — mit der des Historikers Goethe selbst. Weite welthistorisch ausholende Zusammenfassungen, wie sie uns in „Dichtung und Wahrheit", in den „Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan" begegnen, geben auch der Grimmschen Art ihr Gepräge, zuweilen wohl sich in luftige Höhen bloßer Konstruktionen und eigenwilliger Analogien versteigend, aber immer reichster Anregungen voll, immer fesselnd und anziehend.

Eine neuerliche Lektüre des zweibändigen Buches zeigt auf Schritt und Tritt, daß die unerläßlichen weiten Gesichtspunkte, die bei der Betrachtung Goethes seither Gemeingut geworden sind, das Verfolgen der Fäden, die sich zwischen Homer, Dante, Raffael, Shakespeare, Goethe spannen, zum guten Teil auf Grimms weltgeschichtliche

Anschauungsweise zurückgehen. Das Kapitel über Goethes Italienische Reise beginnt mit einem in prähistorische Zeiten zurückgreifenden Abriß der Weltgeschichte und einer Sondergeschichte des römischen Reiches, dasjenige, in dem Spinoza zur Behandlung kommt, entrollt ein Kulturgeschichtspanorama, das Griechen und Romanen, Germanen und Semiten einschließt. Von einem systematischen Auseinanderhalten der Aufgaben des ganze Zeitperioden schildernden und des biographischen Historikers ist bei Grimm keine Rede; er holt oft so weit aus, daß wir denjenigen, um dessentwillen er es tut, vorübergehend völlig aus den Augen verlieren; so ist in der ersten Hälfte der 24. Vorlesung über Goethe selbst kein Wort zu finden.

Der Freund Carlyles und Emersons, der einander innerlich verwandten Verfasser von „On heroes, heroworship and the heroic in history" und „Representative men", und der Freund Heinrichs v. Treitschke, der so laut betonte, daß die Geschichte von Männern gemacht werde, vergaß eben in seinem Individualismus nicht die von Hippolyte Taine ins Licht gerückten soziologischen Gesichtspunkte und stellte als Biograph im Grunde doch immer dar, wie die Geschichte (um ein Wort der Immermannschen „Memorabilien" zu gebrauchen) ihren Durchzug durch den betreffenden Menschen gehalten habe. Grimm sieht die einzelne Erscheinung stets als Emanation eines Ganzen, als Glied einer Kette, als Stufe einer Entwicklungsreihe; er sieht die Dinge von verschiedenen Seiten, also gleichsam stereoskopisch und damit rund, plastisch. Und sein Reproduzieren der fremden auf die eigene Persönlichkeit wird ihm zu einem künstlerischen Produzieren. Eine Neigung zu verallgemeinern, abzurunden, um einer großen Formel willen wohl ein wenig mehr zu sagen, als man

eigentlich verantworten kann, ohne doch pragmatisch darzustellen, ist von dieser Art kaum zu trennen. Nur auf die großen Linien kommt es Grimm an. Alles Arabeskenhafte, alles Rankenwerk wird selbstherrlich fallen gelassen, alles Nebensächlichere kühl unter den Tisch geworfen. Wir „schreiten vom Berge zu Bergen hinüber" und sehen, nach einem Ausdruck von Herman Grimms Vater, nur die Gipfel des Gebirges von der Morgensonne beleuchtet. Daten und Zitate werden nur in verschwindender Anzahl zugelassen, philologisch-kritische Ausführungen gelegentlich der einzelnen Werke gibt es nicht; kleinere Dichtungen, zu denen doch aber bei Grimm auch die „Pandora" und die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" mit dem „Märchen" gehören, werden gänzlich verschwiegen, selbst „Clavigo", „Stella", „Claudine" eben nur aufgeführt. Bloß dasjenige erklärt Grimm (I 245) besprechen zu wollen, was auf des Dichters Entwicklung von unmittelbarem Einflusse gewesen sei. Goethes Knabenjahre werden auffallend knapp abgetan, Cornelia wird nur gerade genannt; kein Wort vom Königsleutnant, vom Frankfurter Gretchen und von Goethes letzter Leidenschaft Ulrike v. Levetzow.

Grimm trat einmal zu einer Zeit, als das Achselzucken über Gervinus an der Tagesordnung war, tapfer für diesen in die Schranken. Das war schön und recht. Heute will die „exakte", die einseitig philologisch-historisch gerichtete Literaturwissenschaft Grimm selbst zur Seite schieben, und da ziemt es sich wohl, mit Nachdruck zu betonen, daß er doch der Schöpfer der deutschen Goethe-Biographie großen Stils ist und bleibt. Wir stimmen durchaus Erich Schmidt bei, der in seinem schönen Friederiken-Aufsatz (Charakteristiken I^2 262) bemerkt: „Es ist

kein erfreuliches Zeichen für die Unbefangenheit unserer Kritik, daß sie sich nicht selten bloß an die etwas vornehme Lässigkeit hält, mit der Grimm Daten behandelt... wer es wie Grimm vermag, eine geistreiche Forschung und neues Licht verbreitende Darstellung künstlerisch zu beleben, fördert dadurch die Kenntnis Goethes, Friederikens, der Dichtungen viel stärker als wer in farblosen Einzelbeiträgen wühlt und sich vom philologisch-historischen Hochmutsteufel reiten läßt".

Es ist wahr, Grimm wurde im akademischen Lehrbetriebe mit den Jahren mehr und mehr fast das Gegenteil eines methodischen Fachlehrers. Namentlich in seinen letzten Lebensjahren wollte und konnte er nicht mehr bei der Stange bleiben und gefiel sich in der denkbar größten, immer aber unterhaltsamsten Weitschweifigkeit. Er gab sich gern als alten und als berühmten Mann, der sich über den akademischen Durchschnittsbetrieb erhaben fühlte, der die ganze (ihm entfremdete) „Zunft" der Spezialkollegen mit Leichtigkeit in die Tasche stecke. Mit einer sehr liebenswürdigen großväterlichen Aufgeräumtheit plauderte er da vor den Studenten — meist Nichtfachleuten — de omnibus et quibusdam aliis, sprach im Raffael-Kolleg über den „Werther" und im Goethe-Kolleg über Homer. Der Stil seiner gleichzeitigen Schriftstellerei war von einer gewollten Lapidarität, die durch gesuchte Einfachheit erzielt werden sollte; es war jener allbekannte, unschwer zu parodierende, abgehackt-manierte Geheimratsstil. Der Grimm, der uns den „Goethe" spendete, schrieb aber noch in wohlgebauten, abgerundeten, vollausklingenden Satzfolgen; ein wenig in der Art des Verfassers von „Dichtung und Wahrheit": farbig, persönlich, aber doch schlicht und ohne auf äußerliche Wirkungen auszugehen.

Alles betrachtet er eingestandenermaßen „von sich aus". Bei der Charakteristik des Verhältnisses zwischen Goethe und Charlotte v. Stein, die er mit seiner großen, unbefangenen Auffassung eigentlich erst ins rechte Licht gesetzt hat, bemerkt er zum Schluß, eine „Rettung" wolle er nicht vollführen: „die Leute sind lange tot und gehen mich was dergleichen betrifft nichts an"; im übrigen könne er aus Erfahrung über diese Verhältnisse urteilen, da er ähnliche mitangesehen habe. Er stellt den Grundsatz auf: „ein alter Spitzbube, der von meiner seligen Mutter noch weiß, ist mir lieber als viele ehrliche Leute, die sie nicht kannten" (II 59). So erzählt er denn auch beiläufig, daß Gellert der Lieblingsschriftsteller seiner guten Mutter gewesen sei, und daß er selbst dessen Schriften früh zum Geschenk erhalten habe. Oder er erinnert sich des schlechten Weines, der ihm in der Kneipe des Marcellustheaters zu Rom vorgesetzt worden sei, und ähnlicher persönlicher Erfahrungen; und er führt nicht nur seinen seligen Onkel Jacob als Eideshelfer ein (I 180), sondern auch namenlose Jugendfreunde. Aber über all das sieht man hinweg, weil gerade damit der starke persönliche Hauch seines „Goethe" verknüpft ist. Sein Onkel und seine Schwiegermutter Bettina v. Arnim, die er ebenfalls gern nennt, haben ja auch für uns Großes zu bedeuten. Es führen Fäden von Goethe über die jüngere Romantik der Brüder Grimm, Bettinas, Brentanos, Arnims unmittelbar zu ihm selbst: „Ich lebte in meiner Jugend", sagt er in der Vorrede zur fünften Auflage, „in einer Umgebung, von denen fast alle persönlich mit Goethe verkehrt hatten, und rechnete mich selbst dazu, als sei mir dies Vorrecht durch eine Art von Erbschaft zuteil geworden". Und im Buche selbst rühmt er sich z. B., noch einen allerletzten Schimmer

der Abendröte geschaut zu haben, in welcher Goethe Rom erblickte.

Wie später fast gewohnheitsmäßig, faßt Grimm doch auch hier schon Besprochenes und zu Besprechendes in ein nachlässiges „diese Dinge" zusammen. Sein Buch lehrt eben nicht und redet nicht, sondern es erzählt und schildert, und das ist wahrlich nichts Geringes. Es tritt nicht sorgsam durchgefeilt und aufgeputzt vor uns hin, sondern läßt stets das gesprochene Wort durchklingen. Es ist groß in der Auffassung, nicht immer in den einzelnen Sätzen, groß in den Umrißlinien, nicht in den kleinen Einzelstrichen. Es hebt z. B. nicht mit einer blendenden „Signatur der Zeit", nicht mit einem künstlerischen Sprung in medias res, nicht einmal mit einem Stimmung gebenden Zitat an, sondern fast gesucht schlicht mit einem Datum. Die Urform des akademischen Vortrags ist nicht verdeckt worden, sondern beeinträchtigt leider noch das ganze Gefüge des gedruckten Buches insofern sie durch den Zwang unorganischer, äußerlicher Einschnitte zuweilen die mangelnde Abrundung bedingt. Lose Anknüpfungen wie „Wir haben gesehen", „Davon soll nun die Rede sein", „Noch dies, Spinoza anlangend", „Ich rekapituliere" finden sich vielfach. Hierher gehören auch Wendungen wie „Sie wissen", an die Studenten gerichtet, denen Grimm etwa auch, den Namen Ewalds v. Kleist erwähnend, die für den Druck doch sehr überflüssige Nebenbemerkung „Der ältere Kleist, welcher im Siebenjährigen Kriege fiel" in Klammern (II 145) hinwirft.

So hat denn Grimm auch seinen „Goethe" in späteren Auflagen kaum überarbeitet. Ganz nach Belieben tut er je und je des im Laufe der Jahrzehnte so überaus mächtig anschwellenden neuen Stoffes Erwähnung. Zuweilen

ändert er demzufolge, zuweilen aber läßt er unbekümmert alles beim Alten. Nicht einmal Erich Schmidts „Ur-Faust"-Fund ist ihm der Berücksichtigung wert; das Faust-Kapitel weiß kein Wort davon und schwebt darum historisch natürlich in der Luft. Das 1897 gefundene Bild der „schönen Mailänderin" Maddalena Riggi oder neue Paralipomena zum „Faust" erwähnt Grimm in der letzten von ihm selbst bearbeiteten Auflage, aber hinter der Schilderung von Goethes Leben in Rom schaltet er im Text einfach die harmlose Bemerkung ein: „So geschrieben 1876. Hätte ich diese Vorlesungen heute, 1898, zu halten, so würde noch anders zu fassen sein, was über die Umgestaltung Roms darin gesagt ist". Anderseits stehen in diesem bibliographisch so unergiebigen Werke manchmal dürr und nackt ein paar geradezu störende Literaturangaben, so für Goethes Verhältnis zu den Jacobis.

Das Goethesche Wort „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle" ward auch an Herman Grimm reichlich wahr; aber er spendet von dieser Fülle hier nicht an andere aus. Vieles entspricht aus diesem Grunde einfach nicht mehr den Tatsachen und gibt dem nicht gelehrten Leser irrige Vorstellungen. I 26 steht zu lesen: „Die Goetheschen Erben halten den Nachlaß ihres großen Vorfahren unter Verschluß und erschweren dadurch die auf eine genügende Ausgabe der Werke gerichtete Arbeit". Anstatt nun freudig von dem inzwischen Geschehenen und Erreichten zu berichten, verweist bloß eine nachträglich eingeschobene Fußnote auf des Verfassers Vorrede zur Sophien-Ausgabe! „Goethes Achilleis ist kaum bekannt und pflegt als verunglückter Versuch angesehen zu werden" steht in einem Buche mit der Jahreszahl 1903, gerade als wäre Scherers Literaturgeschichte noch nicht vorhanden,

die dies Fragment zu dem „Schönsten, was er hervorgebracht" zählt. II 255 heißt es: „Einer unserer deutschen Akademien scheint die Pflicht obzuliegen, Goethes Werke würdig herauszugeben". Man greift sich an den Kopf, bis man auf der folgenden Seite auf ein Einschiebsel stößt: („So 1879. Heute würde das natürlicherweise anders lauten"). Damit entzieht sich doch aber das Werk dem, der sich über Goethe unterrichten will! Ein Blick in den 1887 erschienenen zweiten Band der Goetheschen Briefe zeigt, daß Grimms Bemerkung (I 103), vom November 1771 bis zum Juli 1772 seien nur drei Goethesche Briefe erhalten, nicht mehr stimmt, und so ließen sich noch viele dergleichen Nachlässigkeiten aufspießen.

Ist Grimms „Goethe", der an sich schon viel voraussetzt, aus diesem Grunde dem Anfänger nur mit Vorsicht in die Hand zu geben und ein iurare in verba magistri unzulässig, so ist im höheren Sinne das Werk dennoch unveraltet, und vieles daraus ist in den eisernen Bestand unseres Wissens und Wähnens von Goethe übergegangen. Musterhaft hat Grimm in „Dichtung und Wahrheit" an der Friederiken-Erzählung Kette und Einschlag in der Arbeit des künstlerisch schaffenden Biographen aufgezeigt, bewiesen, „daß die Dinge dort nicht so verlaufen konnten, wie Goethe sie darstellt". Er hat nicht nur über Charlotte v. Stein, sondern auch über Christiane Vulpius mit schöner Unbefangenheit geurteilt.

Demgegenüber will uns anderes im einzelnen nicht recht einleuchten. So geht Grimm doch wohl zu weit in dem Bestreben, Goethes Verhältnis zu Lotte Buff als eine nachträgliche Phantasieliebe hinzustellen, weil der keimende Werther-Roman nun einmal ein Liebeserleben erfordert habe; wie denn überhaupt Grimm den Berichten des

greisen Verfassers von „Dichtung und Wahrheit", im Gegensatze zu Rosenkranz und Bielschowsky, etwas allzu zweifelnd gegenübersteht. Ohne sich unnötig aufzuregen, muß man natürlich so echt Grimmsche Paradoxien in den Kauf nehmen wie die, am besten wäre es, wir wüßten von Schillers Jugend überhaupt nichts (II 65), oder die überscharfe Ablehnung F. A. Wolfs durch den eigenwilligen Reaktionär der Homer-Forschung. Für die Geschichte der Wandlungen in den literarhistorischen Ansichten ist es übrigens lehrreich, daß Grimm in der Vorrede zur vierten Auflage sich gegen den in der Tat sehr berechtigten Vorwurf, dem Genius Schillers nicht genug getan zu haben, verwahren muß.

Grimms „Vorlesungen über Goethe" waren es, die Wilhelm Dilthey den äußeren Anlaß zu seinem schönen Essay über „Goethe und die dichterische Phantasie" gaben, der zuerst 1877 im 10. Bande der Zeitschrift für Völkerpsychologie erschien und dann fast ein Menschenalter später, der Anknüpfung an das fremde Werk entkleidet, in Diltheys Meisterbuch „Das Erlebnis und die Dichtung" überging. Dieser Aufsatz bedeutete eine nicht negativ kritisierende, sondern positiv berichtigende und tiefer eindringende Stellungnahme zu Grimms Vorlesungen; insbesondere erhob er Einspruch gegen die zu weit getriebene Modellsucherei der biographisch-historischen Literaturforschung, die in die ja noch heute vorhandene Gefahr gerate, gar zu elementar alle Dichtung durch die dürre Formel von Modell und Abklatsch erklären zu wollen[1].

[1] Georg Simmel („Goethe", S. 16) will übrigens in Diltheys „Erlebnis"-Methode die alte naturalistische Modelltheorie der philologischen Richtung keineswegs grundsätzlich verlassen, sondern nur subjektivisch verfeinert sehen.

Im Vergleich zu heute war das Material, über das Herman Grimm in der ersten Auflage seines „Goethe" verfügen konnte, gering und lückenhaft. In dem vielberufenen Aufsatze „Goethe-Philologie", den Wilhelm Scherer im Jahre 1877 in der Zeitschrift „Im Neuen Reich" erscheinen ließ[1], hebt er hervor, wie z. B. die Entwicklung Goethes, namentlich in den Jahren 1771—75, selbst äußerlich noch die größten Schwierigkeiten darbiete, wie es an einer vollständigen Geschichte bis 1775 noch fehle, und wie besonders über 1775 hinaus die ungelösten Fragen in ganzen Massen heraufzögen. Scherer bemerkt dazu: „Ist es angesichts eines solchen Standes der Forschung nicht verfrüht, schon eine Gesamtdarstellung von Goethes Leben zu versuchen?", um gleich darauf selbst die Erwiderung zu geben: „Ich kann nur mit den Worten eines mir ziemlich nahestehenden Schriftstellers antworten: ‚Verfrüht wäre jede Gesamtdarstellung, bevor nicht das Detail erschöpfend durchforscht ist; und doch kann die Erforschung des Einzelnen nicht gelingen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Gesamtdarstellungen gewagt werden'". Und unter diesem Gesichtspunkte bespricht Scherer des weiteren rühmend das Grimmsche Buch, und zwar gleichzeitig mit dem des Engländers Lewes, das er für weitere Kreise interessant und unterhaltend findet, und dem des Franzosen A. Mézières[2], das er mit Recht als nicht ohne Chauvinismus geschrieben und durchaus auf Franzosen berechnet und obendrein noch als langweilig kennzeichnet.

Trat Grimm mit dem Fehler des Weitsichtigen an

[1] Jetzt in den „Aufsätzen über Goethe", S. 1 ff. (2. Aufl., Berlin 1900).

[2] „Goethe, Les oeuvres expliquées par la vie 1749—1832" (Paris 1872 f., 2 Bde.).

Goethe heran, so vergriff sich an ihm bald darauf die Kurzsichtigkeit Heinrich Düntzers, der im Jahre 1880 neben Grimms „Vorlesungen" seinen dickleibigen „Goethe" (657 S.) zu stellen wagte: keine Biographie im höheren Sinne, sondern eine nackte Lebensbeschreibung von der Wiege bis zur Bahre. Über den Wall der mit unermüdlichem Fleiß von dem Verfasser rings um sich aufgetürmten Aktenmassen dringt sein blödes Auge kaum hinaus. Noch weniger als Lewes erschließen sich ihm wirkliche Probleme als auch nur vorhanden. Exakte Daten in erdrückender Fülle, über das Seelenleben Goethes, über die Imponderabilien in dem Sein eines der „inkalkulabelsten" Menschen kein Wort. Und die dichterischen Werke zählt Düntzer einfach her, ohne, wie er im Vorwort selbst erklärt, ihren künstlerischen Wert und ihren geistigen Gehalt durch Zerlegung aufzuzeigen.

In mäßigem Umfange (115 Seiten im Sonderdruck: „J. W. Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographien", Leipzig 1880) nahm um dieselbe Zeit Michael Bernays einsichtsvoll in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" das Wort. „Die wahre Biographie Goethes", schloß er da, „kann natürlich nur im Gefolge einer wahrhaften Gesamtausgabe seiner Schriften erscheinen". Diese wurde durch das am 24. September 1883 eröffnete Testament von Goethes Enkel Walther vorbereitet, das endlich den unter peinlichstem Verschluß gehaltenen Nachlaß des Dichters öffnete; mit der Jahreszahl 1887 trat der erste Band der großen Weimarischen Sophien-Ausgabe ans Licht. Vollendet ist sie auch heute noch nicht gänzlich; die darstellende Forschung konnte so lange natürlich nicht warten.

Gustav v. Loeper selbst, der erste Redaktor der Weimarer Goethe-Ausgabe und Bearbeiter ihrer ersten Bände,

hatte sich als seine höchste Leistung eine Goethe-Biographie neben und an der Hand dieser Ausgabe vorgenommen. In einem anderthalb Jahre vor seinem Tode († 1891) für Meyers Konversationslexikon verfaßten und nachher stark gekürzten Lebensabriß[1] nennt er sich selbst gegenwärtig mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt. So groß Loepers Verdienste um die Goethe-Forschung sind, zum Biographen hohen Ranges war er nicht geschaffen; Herman Grimm urteilt richtig im Vorwort zur fünften Auflage seines eigenen Werkes, das Loepersche würde, wäre es zu stande gekommen, „ein gewaltiges Stück Mosaikarbeit" geworden sein.

Auch der feinsinnige, verdiente Goethe-Forscher Adolf Schöll ist über Vorarbeiten zu seiner geplanten Biographie nicht hinausgekommen; sie liegen uns in seinen wertvollen Abhandlungen „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens" (Berlin 1882) vor. Und endlich berichtet uns Rudolf Haym in seinen „Lebenserinnerungen", daß auch er nur vorübergehend an die Schöpfung einer großen Goethe-Biographie gedacht habe; auch er schreckte davor zurück.

Dafür legte im Jahre 1882 der Jesuitenpater Alexander Baumgartner kecklich den 1600 Seiten umfassenden Dreibänder „Goethe und seine Werke" vor. Wieder einmal eine Kundgebung der Reaktion, der polemischen Tendenz und diesmal vom Standpunkte des Katholizismus aus. Sachlich und wissenschaftlich braucht uns dies Buch hier nicht zum Verweilen zu veranlassen, wohl aber als geschichtliches Zeugnis: es ist vorbildlich für die noch heute in weitesten katholischen Kreisen herrschende und

[1] Vgl. Goethe-Jahrbuch XVI 220 (1895).

schwerlich zu überwindende Auffassung von Goethes Wesen und Wert; ein äußeres Zeichen hierfür ist schon der Umstand, daß das kostspielige Werk bereits nach drei Jahren in zweiter Auflage erscheinen konnte[1]. Der gelehrte Vielschreiber Baumgartner kämpft gegen das „stark geschmeichelte Lebensbild" Goethes an, das er allenthalben vorgefunden habe und das er seinerseits durch ein „möglichst objektives Kolorit" der Wahrheit näher bringen wolle. Er eifert gegen die „Apotheose" Goethes und gegen seine „götzendienerische Verehrung", gegen den „Goethe-Kultus der letzten Jahrzehnte", der „zu einem wahren Institut der Verführung gediehen" sei. Er beklagt, daß so unsittliche Werke wie die „Wahlverwandtschaften", die „Römischen Elegien", die „Venezianischen Epigramme" in jedermanns Händen seien, und will im Namen der ecclesia catholica untersuchen, ob wir Goethe „als eine jener feindlichen Mächte aufzufassen haben, welche den höchsten Schatz des deutschen Volkes, seinen positiv-christlichen Glauben, seine positiv-christliche Bildung bedrohen". Die Antwort eines so Fragenden kann nicht zweifelhaft sein. Und so hat denn Baumgartner, der von Haus aus gewiß nicht ohne literarhistorisches Talent ist, mit all seinem aufgewandten großen Fleiß uns nichts geboten, was für unsere Wissenschaft von Wert wäre. Sein Auge ist getrübt, sein Blick befangen. Nur der christgläubige Dichter ist ihm der wahre Dichter und darum etwa Eichendorff ein Mann so recht nach seinem Herzen. Des Konvertiten Friedrich Stolberg „Ita-

[1] Seit 1911 liegt eine dritte, neubearbeitete Auflage (erstes bis viertes Tausend!) vor, von dem Jesuiten Alois Stockmann besorgt. Sie hat an dem Charakter des übrigens aus genauer Fachkenntnis geschaffenen Werkes natürlich nichts geändert, im Gegenteil, hie und da ist sie noch „katholischer".

lieniſche Reiſe" wird gegen die Goetheſche, Longfellows chriſtlich angehauchte „Evangeline" gegen „Hermann und Dorothea" ins Feld geführt. Denn Goethe beſteht die Probe für Baumgartner natürlich ſchlecht. Nach dem Beſuche bei der Fürſtin Galitzin heißt es bei Baumgartner von dem Dichter: „Die Gnade hat alſo deutlich genug an die Tür ſeines Herzens gepocht, aber er wollte dem Ruf nicht folgen" (II 144). Dem Dichter wird „oberflächliche Bierhaustheologie" von ſeinem Biographen vorgeworfen, der zu dem bündigen Schluß kommt: „Goethe war entſchiedener Heide, in der Kunſt wie im Leben" (III 191). Von Goethes Mignon und Harfner, die natürlich für den Katholizismus in Anſpruch genommen werden, ſagt Baumgartner: „Selbſtmörderiſch gibt er die zwei ſchönſten Geſtalten ſeiner Dichtung der Schmach und dem Verderben preis, um ſein glaubensloſes und liebeleeres Philiſtertum damit zu füttern" (II 252). Aus dem „wüſten Fackeldampf dieſer unzüchtigen Brautnacht", ſo urteilt der Pater über die „Braut von Korinth", qualme uns der Geiſt Lucians und Julians des Apoſtaten entgegen, der „Ewige Jude" ſei eine „blasphemiſche Mißhandlung" der Legende und ſpielend werde im „Diwan" das Kreuz in den Kot getreten und der mohammedaniſche Halbmond wieder aufgepflanzt; das höchſte Ideal dieſer Dichtung gehe „nicht über die lüſternen Paradieſesvorſtellungen des Koran hinaus" (III 174). Der Titanismus der Geniezeit iſt nichts als Voltaireſche Freigeiſterei, und die Briefe an Charlotte v. Stein werden dieſem Biographen, „abgeſehen von ihrem ſonſt meiſtens ſchalen Inhalt, zu einer troſtloſen, widerlichen Lektüre": nur mit Abſcheu könne ein Chriſt dieſes Verhältnis betrachten. Mit einem erſterbenden Blick auf Thomas von Aquino

beschließt Baumgartner sein Werk, dessen niederreißende Tendenz sich selbstverständlich nicht auf Goethes Verhältnis zur Religion beschränkt. Denn dadurch, daß Goethe als irreligiös erwiesen wird, ist er überhaupt für den Verfasser gerichtet; mit einem philiströs nörgelnden, selbstgefällig witzelnden, höchst unehrerbietigen Katheder-ton wird auch im übrigen der Mensch und Dichter Goethe von ihm gemaßregelt. Nur „um Karriere zu machen" und aus „elender Selbstsucht" hat Goethe Friederike sitzen lassen. Seine Betätigung auf den Gebieten der Geologie, Osteologie und Botanik ist eitel „Stümperei". Wir können die Masse alles in sachlicher Hinsicht Schiefen, Unrichtigen, Entstellten unbekümmert auf sich beruhen lassen, nur ein paar allgemeine Urteile seien noch verzeichnet, die für katholische Literarhistorie überhaupt bezeichnend sind. Die „Römischen Elegien" atmen „faunischen Jubel" und das „Tagebuch" gehört selbstverständlich „zur niedrigsten Rubrik der Literatur". Die von Rosenkranz, Gregorovius, Jung mit einem Glorienscheine umgebenen „Wanderjahre" sind ein „zusammengestoppelter Flickroman", und die ganze Schale bigotten Zorneseifers wird ergossen über den „künstlerisch verherrlichten Ehebruch" der „Wahlverwandtschaften", bei denen der Dichter nichts anderes im Sinne habe, „als die Nachtseite des Menschenlebens, Leidenschaft, Sünde, Verbrechen, sittliche Zerrüttung und Fäulnis, möglichst kunstvoll und pikant darzustellen" (III 75).

Die voraussetzungslose Wissenschaft ließ sich durch Baumgartner natürlich keinen Augenblick beirren. Aber erst zwölf Jahre später erschien sie mit der ersten aus der modernen Goethe-Philologie erwachsenen Goethe-Biographie auf dem Plan: im Jahre 1894 trat Richard M.

Meyer mit seinem preisgekrönten „Goethe" hervor. 1898 erschien eine zweite verbesserte Auflage, 1905 eine dritte, abermals vermehrte; jene fügte namentlich das Kapitel „Goethes Lyrik", diese die Abschnitte „Goethe als Künstler" und „Goethe und die Nachwelt" hinzu. Auch äußerlich hat das weitverbreitete Buch, das jetzt in zwei stattliche Bände zerfällt, eine aufsteigende Entwicklung durchgemacht, wenngleich sein vermehrter Bildschmuck immer noch nicht auf der wünschenswerten Höhe steht. Meyers Werk kann in Wahrheit nur mit dem Grimmschen verglichen und an ihm gemessen werden; alle anderen Vorgänger hat es fraglos geschlagen.

Sonst ist Meyers Art von der Grimms wesentlich verschieden. Ist dieser mehr Historiker, so ist jener mehr Essayist; Grimm geht mehr auf das Monumentale, Lapidare aus, Meyer auf das Individualpsychologische und Ästhetische. Den Reiz des großen, frei entworfenen Konturs, das Winckelmann-Ideal der edlen Einfalt und stillen Größe haben wir eher bei Grimm zu suchen als bei Meyer, der zwar gleichfalls eine einheitliche Grundauffassung seines Themas durchführt, im einzelnen aber mehr durch feilende Kleinkunst, durch Ziseleurarbeit seinem Buche die glänzende Abrundung, die Harmonie zwischen äußerer und innerer Form zu geben verstanden hat. Grimm hat seinem Helden aus Marmorquadern ein Standbild errichtet, Meyer eine bis ins feinste ausgearbeitete Statuette geschaffen. Grimm ist ein Mensch des aus dem Hellenentum geborenen deutschen Klassizismus, Meyer ein Kind des ausgehenden XIX. Jahrhunderts. Grimm verkehrt in seinem „Goethe" am liebsten mit den ganz Großen der Weltliteratur, Meyer hält sich gern auch an die Modernen und Modernsten und zieht etwa Goncourt, Nietzsche,

Gottfried Keller — vereinzelt aber auch wohl den Heliand — zu Vergleichen in seinem „Goethe" heran. Er ist blendender, geistreicher als Grimm, und dieser Geistreichtum — ein Beiwort, das mit dem Namen Meyers nun einmal verwachsen ist — entspringt vor allem seiner stark ausgeprägten assoziativen Begabung: „das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt", wie es im „Tasso" von Ariost heißt, und ein Tritt regt bei ihm hundert Fäden. Parallelen, und oft die fruchtbarsten, stehen ihm die Hülle und Fülle zu Gebote; seine erstaunliche kombinatorische Phantasie läßt ihm in jedem Falle alle möglichen Assoziationen, fast möchte man sagen: vollzählig zuströmen. Aber sachlich wie stilistisch zeigt Meyer auch die Fehler seiner Tugenden. Er setzt manchmal zu viele Lichter auf, als daß die Hauptlichtquelle ihre volle Leuchtkraft zeigen könnte; er rückt oft die Akzente zu dicht nebeneinander und spickt den Speck, wie Goethe von Carl August sagte. Seine Schilderung ist immer lebendig, bunt und fesselnd, aber nicht selten auch unruhig, sprunghaft und schillernd. In gleichmäßigem Fluß zu erzählen ist Meyer nicht recht gegeben, und das liegt zum Teil daran, daß es ihm schwer wird, mit weiser Selbstzucht sich der herandrängenden Einfälle zu erwehren. Er ist der Mann der Improvisation und des interessanten Aphorismus und spricht oft mehr über Goethe als von Goethe. Man weiß manchmal nicht, was für ein Publikum er eigentlich im Auge hat. Oft setzt er den in der Literaturgeschichte gut bewanderten Kenner voraus, der den vielfach geschlängelten Faden der Darstellung nicht verliert, dem auch die leiseste Andeutung und Anspielung sofort verständlich sein muß und dem er auch ziemlich gewagte, nicht eingehend begründete Hypothesen zumutet, bald scheint er an den ge-

bildeten Durchschnittsleserkreis zu denken, dem er nur die großen Resultate vorlegen will. Doch kommt der letztere weniger auf seine Rechnung, denn das ruhige epische Nacheinander liegt dem Temperament Meyers wenig, der gar zu gern „durch die Gipfelgänge" bunten Kieseln nachjagt; fast scheint es manchmal, als sei es ihm zu wenig oder zu langweilig, hübsch der Reihe nach vorzugehen.

Indem Meyer zu viel Bezüge findet, zu viel aus den Dingen herausliest und zu viel Abhängigkeiten wittert, gerät er leicht auch ins Konstruieren. So scheint es zum mindesten unnötig, bei der Erzählung von den Irrlichtern im sechsten Buche von „Dichtung und Wahrheit" auf den leuchtenden Zug des Homunculus in der „Klassischen Walpurgisnacht" vorzudeuten, und muß man, wenn Goethe in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" ein vom Wahnsinn verzerrtes Gesicht mit einem vom Mehltau getroffenen Baumblatt vergleicht, wirklich an des Dichters viel spätere morphologische Studien erinnern?

Auf der anderen Seite neigt Meyer dazu, die Dinge zu glatt ineinander aufgehen, die Ereignisse in einer Art von prästabilierter Harmonie zu sicher aufeinanderklappen zu lassen. Das Buch ist stilistisch von schöner Geschlossenheit. Die vollkommen durchgearbeitete Masse des ungeheuren Stoffes ist trefflich verdichtet und verteilt. Ein Glied greift ins andere, jede Einzelheit ist sorglich in ihrem Verhältnis zum Ganzen abgewogen. Nirgends mutet uns etwas als zu breit an, Meyer langweilt auf keiner Seite, ja er schreibt fast zu elegant und flüssig, und zuweilen vermissen wir sogar etwas von dem spezifischen Gewichte des deutschen Gelehrten, wünschten mehr Tiefe unter der spiegelnd glatten Oberfläche. Seine Darstellung kennt keine toten Punkte, keine schlechthin unlös-

baren Probleme, sondern ähnlich wie bei Kuno Fischer fügt sich seiner geschickten Feder alles zu scheinbar unwidersprechlicher Klarheit. So wird der Goethesche Begriff der Stetigkeit nicht immer ohne Gewaltsamkeit nachgewiesen, und Meyer ist sich des Vorwurfs, der ihn darob treffen könnte, denn auch selbst von vornherein wohlbewußt. Freilich will ja ein Teil des Meyerschen Publikums nur Resultate haben und keine Probleme mitlösen. In dessen Interesse läßt Meyer auch allen wissenschaftlichen Ballast dahinten, alle Zitate aus der Fachliteratur, an der er selbst so stark beteiligt ist. Anderseits setzt er doch wiederum viel Einzelwissen voraus und bezieht sich z. B., was besonders den ideengeschichtlichen Abschnitten gefährlich wird[1], unbekümmert auf Dinge, die erst viel später an ihrem durch die Zeitfolge ihnen zugewiesenen Platze zur Behandlung kommen. Biographische Nebenumstände erzählt Meyer grundsätzlich nur, wenn sie zur Erschließung und Beleuchtung der inneren, der Seelenbiographie charakteristisch sind. In dieser guten Gabe, bei vollkommenster Beherrschung der gewaltigen Masse von Einzel- und Kleinforschung zu sondern und zu sichten, übertrifft Meyer die meisten deutschen Fachschriftsteller, und eben besonders vermöge dieser Gabe ist er überall eigenartig und selbständig. Dazu gesellt sich sein Talent, Menschen auch äußerlich mit ein paar bezeichnenden Strichen anschaulich hinzustellen. Auch ist seine Kunst zu loben, Zitate herauszuheben, die wirklich etwas besagen; ihre mäßig bleibende Anzahl und wohlabgewogene Verteilung lassen nie den Eindruck des bloßen Reproduzierens und

[1] Vgl. dazu Walzels Besprechung der 3. Auflage in der Deutschen Literaturzeitung 1906, Nr. 16.

Referierens aufkommen. Meyers Sprache ist gewandt und schmiegsam, wenn auch nicht gerade stark persönlich gefärbt, sein Wortschatz reich, seine Darstellung glatt. Nicht ganz hält er sich frei von persönlicher Stellungnahme; so bricht er für die Goethe-Philologie eine Lanze oder tritt auch einmal mit einem „Ich" hervor.

Es ist kaum nötig, aus dem sicher eingebürgerten und weidlich ausgeschriebenen Buche besonders anzuerkennende Einzelzüge hervorzuheben, etwa die vortreffliche Besprechung von „Dichtung und Wahrheit" oder die Fülle fruchtbarer ästhetischer Beobachtungen. Wie die einander ablösende Vorliebe für Wald, Garten und Park gewissen Wandlungen in Goethes Anschauungsweise parallel geht, ist eine von den vielen feinen Bemerkungen Meyers. Er hat recht, wenn er Carl August statt mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen, dem Schirmvogt Wolframs und Walthers, lieber mit dem weisen Kurfürsten Friedrich von Sachsen vergleicht, der Luthern auf der Wartburg für seine hohe Aufgabe erhielt. Anderes aber hält wissenschaftlich nicht Stich, so was Meyer über Goethes Verhältnis zur Romantik und von deren Verhältnis zum Sturm und Drang sagt. Kaum bedarf es der Erwähnung, daß er mit der schönfärbenden Art des Panegyrikers, wie es z. B. Emil Palleske war, nichts gemein hat; er verschweigt auch das nicht, was geeignet sein könnte, Goethe herabzusetzen, so etwa seine persönliche Empfindlichkeit.

Es ist falsch, Herman Grimm und Richard M. Meyer gegeneinander auszuspielen. Beide Werke haben zu viel eigenen persönlichen und sachlichen Wert, um nicht jedes für sich seine Geltung beanspruchen und behaupten zu können. Beider Werke historische Auffassungsweise ist

von ausgesprochen genetischer Natur, doch geht Grimm mehr der Entwicklung der Weltliteratur im Hinblick auf ihre Emanation Goethe nach, Meyer mehr der individuellen Entwicklung des Mikrokosmos Goethe.

Keine moderne Biographie, die irgend Beachtung verdient, kann von der genetischen Methode absehen; auch Düntzers „Goethe" zeigt sie, wiewohl schwach genug, der doch ganz wesentlich eine referierende Biographie darstellt. Eine solche ist auch die Goethe-Biographie Karl Heinemanns, die — von der Vorstudie „Goethes Leben und Werke" (1889) sehen wir hier ab — im Jahre 1895 in erster, und darauf, mannigfach verändert, 1899 in zweiter, 1903 in dritter Auflage herauskam. Gleichzeitig mit Heinemanns erster Auflage erschien der erste Band von Albert Bielschowskys Goethe-Biographie, der so großen Erfolg hatte, daß er es für sich allein schon 1902 bis zur dritten Auflage brachte, während der zweite, posthume Band erst 1904 folgte. Jetzt liegen die beiden Bände bereits in der 26. Auflage vor!

In Heinemann stellte sich ein Schüler Zarnckes neben Richard M. Meyer, einen Schüler Scherers. Sein Buch hat andere Zwecke im Auge als die Biographien von Grimm, Meyer und Bielschowsky. Schon äußerlich spricht sich das deutlich aus. Grimm sandte sein aristokratisch-exklusives Werk ohne jede bildliche Beigabe in die Welt, Meyer gestand dem Zuge der Zeit eine kleine Anzahl Bilder, Bielschowsky nur zwei gute Porträtphotogravüren zu; Heinemann dagegen begleitet sein Buch mit 271 Abbildungen und fünf Kunstbeilagen, die meist ebenso gut ausgewählt wie wiedergegeben sind. Der Wert dieses reichen Bildermaterials ist keineswegs zu unterschätzen; so wird z. B. die Karte von Italien im XVIII. Jahr-

hundert erwünscht sein, in die Goethes Reiseweg Station für Station eingetragen ist.

Heinemann, der bekannte Gelehrte von umfassender Goethe-Kenntnis, gibt sich doch in diesem Buche nicht als solchen, sondern wendet sich, wie in seiner noch erfolgreicheren hübschen Biographie von Goethes Mutter, an die weiteren Kreise des gebildeten deutschen Hauses. Leider erscheint nur für diesen Zweck sein 750 größte Seiten umfassender Band innerlich etwas zu breit und äußerlich zu wuchtig und unhandlich.

Zeigt Herman Grimm von der Höhe des Weltbürgers, was Goethe im Ablauf der Geistesgeschichte und der Kultur überhaupt darstelle, und Richard M. Meyer, einen ausgesprochen modernen Standpunkt einnehmend, im wesentlichen, was Goethes Werk für uns Lebende bedeute, so behauptet Heinemann eine mehr sachlich-zeitlose Stellung und unternimmt es nur, nach dem bekannten Worte Leopold Rankes, zu erzählen, wie es denn eigentlich gewesen. Ohne Düntzers trockener Annalistik zu verfallen, spannt er sich den Rahmen weniger weit und legt den Nachdruck auf einen anspruchsloseren Bericht in guter, gemeinverständlicher, anregender Darstellung. Ohne weder eine besonders scharf ausgeprägte Persönlichkeit noch eine literarische Tendenz zu verraten (wie etwa Meyer darauf bedacht ist, Goethes innerem Formtriebe nachzuspüren), geht er seines Weges Schritt vor Schritt und betrachtet weniger das historisch Gewordene mit geistvoller Kritik aus literargeschichtlicher Vogelschau, als daß er das Werdende in einem mäßig großen Ausschnitt aus der Geschichte der deutschen Literatur vorführt. Er stellt damit an den Leser weit geringere Anforderungen hinsichtlich der Vorbildung und der Aufnahmefähigkeit. Nur durch seine

Weitläufigkeit mutet Heinemann seinem Publikum streckenweis wohl etwas zu viel zu. Er bietet an Daten und Tatsachen weit mehr als die früheren Goethe-Biographen. Keine irgendwo angebrachte Erinnerungstafel wird uns geschenkt und gewissenhaft berichtet, daß das von Goethe 1787 in Rom bewohnte Haus heute das achtzehnte des Corso und 1833 umgebaut worden ist, damals aber im ersten Stock den Kutscher Santo Serafino Collina und seine Gattin Piera Giovanni de Rosse (S. 351) beherbergte. Und diese Masse geringfügigen Kleinkrams erdrückt nicht nur leicht an sich, sondern es fehlt auch dem in drei allzuwenig gegliederte Bücher zerfallenden Werke an den natürlichen Haltepunkten, an Abschnitten des Umschauens und Zusammenfassens, die den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" erkennen ließen. Gewiß interessiert es den Leser, für den Heinemann in erster Linie schreibt, viel greifbare Tatsachen an die Hand zu bekommen, ein buntes äußeres Leben sich abrollen zu sehen, aber über einige Ermüdung ob des Zuviel werden ihn auch die entschiedenen Vorzüge der Heinemannschen Darstellung nicht hinwegtäuschen. Denn wenngleich kein so guter Erzähler wie Bielschowsky, ist Heinemann doch stets mit warmem Herzen bei der Sache und begleitet als Mann von feinem Verständnis und gutem Geschmack seinen Lieblingsdichter durchs Leben. Dabei legt er oft eine treffliche Beobachtung für die verschiedenen Umwelten an den Tag und weiß z. B. als langjähriger Leipziger Goethes Studienjahre in sehr anschaulicher Weise lebendig vor uns auszubreiten. Auch im Ton der Rede unterscheidet er sich bewußt von seinen Vorgängern, wenn er gemütlich mit „unserem Leser" spricht; und zumal die ihm als Gymnasiallehrer besonders ans Herz gewachsene Schul-

jugend mag er vor sich sehen, wenn er in seinem schwungvollen, doch nicht phrasenhaften Stil gar zu oft den „großen Dichter", Frankfurts „größten Sohn" und seine „herrlichen" Werke aufruft, bei deren Besprechung er — nicht selten doch wohl zu überschwänglich — zu wenig mit Ausrufungszeichen und rhetorischen Fragen spart. Doch darf ja ein Buch für die Jugend, das begeistern will, hierin weiter gehen als ein rein wissenschaftliches Werk. Indessen hat das Buch auch dem gelehrten Benutzer manches zu bieten, wie denn etwa Goethes staatsmännische Tätigkeit innerhalb der ersten zehn Weimarer Jahre in recht klarer und lichtvoller Weise geschildert wird.

Den besprochenen Längen stehen auf der anderen Seite Abschnitte gegenüber, die der gestellten Aufgabe gemäß wohl etwas eingehender hätten behandelt sein können. So scheint uns die Bedeutung des Übergangs aus Frankfurt, der großen, bunten Reichsstadt, in die — namentlich von Bielschowsky charakteristisch gezeichnete — tote und schmutzige Landstadt Weimar mit allem Für und Wider nicht genügend herausgearbeitet zu sein. Daß Goethe in Leipzig Gelegenheit gehabt hätte, Lessing zu sehen, sollte wohl (wie in „Dichtung und Wahrheit") erwähnt sein, und die, wenn auch vielleicht nicht ganz den Tatsachen entsprechende, in Goethes Lebensbeschreibung so bedeutsam verwandte Geschichte von den beiden Töchtern des Straßburger Tanzmeisters hätte doch wohl ein Wort verdient. Endlich sei nicht verschwiegen, daß die Ungenauigkeit in der Wiedergabe von Zitaten bei Heinemann störend auffällt.

Am 8. Februar 1796 schrieb Goethe an Heinrich Meyer über Benvenuto Cellinis Selbstbiographie: „Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem

naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen." Wenn in diesem Sinne Albert Bielschowsky in der vom 18. Oktober 1895 datierten Vorrede zur ersten Auflage seines ersten Bandes als seinen Grundsatz betont, er sei über die Einzelheiten von Goethes Leben nicht kurz hinweggegangen, als rede man zu Kennern oder als wäre es dem Leser ein Leichtes, sich selbst darüber zu unterrichten, so spricht er damit wohl einen unmittelbaren Gegensatz zu Richard M. Meyers kurz vorher erschienener Biographie aus. Auch Bielschowsky wollte ein Buch schreiben, das „den weitesten Kreisen zugänglich und nützlich sein sollte". Er berührt sich darin also mit Düntzer und Heinemann, übertrifft aber nicht nur, was unschwer war, jenen, sondern auch diesen. Denn er sieht in Goethes Persönlichkeit ein „potenziertes Abbild der Menschheit" und will mit dem Verständnis Goethes als Menschen zugleich ein tieferes Verständnis für die Menschheit überhaupt eröffnen. So nähert er sich, im bewußten Gegensatze zu Meyers ausgesprochen literarhistorischer Auffassungsweise, der weltgeschichtlichen Herman Grimms, tritt in gewissem Sinne mehr als philosophischer Betrachter an Goethe heran und liefert demnach ein durchaus selbständig angelegtes, innerlich vollkommen berechtigtes Werk. Tiefer und klarer Blick in die innerliche Bedeutsamkeit des groß aufgefaßten Stoffes, weise erfaßte Einzelgedanken von reifem, schönem Gehalt und eine feinsinnig-vornehme Formgebung: das sind, ganz abgesehen von der sichern Beherrschung des wissenschaftlichen Stoffes, die Vorzüge dieses Biographen. Dazu kommt noch, daß Bielschowsky, besonders gegenüber dem geistvollen Aphoristen Meyer, der am liebsten überall nur für den Kenner und Feinschmecker die Sahne abschöpft, sich unter allen

Goethe-Biographen als der beste Erzähler bewährt; so reicht er gerade dem allgemeinen Publikum nahrhaftes und wohlschmeckendes Brot. Weniger interessant und anregend als Meyer, aber durchaus nicht ohne Schwung und Geistesadel, durchwandelt Bielschowskys vornehme, schlichte Darstellung „mit bedächt'ger Schnelle" ihr weites Feld. Wiewohl auch er sehr eingehend bei dem Kleinen verweilt, erinnert er doch niemals an den mechanisch und pedantisch fast von einem Tage zum andern fortstolpernden Düntzer; dieser ist Handwerker, jener Künstler.

Leider aber übertrifft Bielschowskys Werk nur in der Anlage die genannten an sorgsam-sicherer Rundung, denn leider hat gerade nach dieser Richtung hin der posthume zweite Band nicht gehalten, was der erste versprach. Wie der zweite vorliegt, hätte ihn der höchst bedachtsam wägende und feilende Bielschowsky gewiß nicht aus der Hand gegeben. So, wie er ist, wirkt er unfertig. Die von Haus aus einheitliche und planvolle Gliederung des Buches wird hier unübersichtlicher und äußerlicher. Die Kapitel „Goethe und die Philosophie", „Goethes Lyrik", „Goethe als Naturforscher" sind in sich geschlossene Einzelaufsätze, die, ohne eines ergänzenden und erklärenden Wortes zu bedürfen, für sich in jeder Zeitschrift stehen könnten. Andere Kapitel lassen wiederum eben diese innere Abgeschlossenheit vermissen; wer nimmt nicht Anstoß an dem Titel des achten im zweiten Bande: „Von 1797—1806"! Auch hinsichtlich des äußerlichen Umfangs ist die künstlerisch ordnende straffe Zusammenfassung Bielschowskys sich untreu geworden, was zum Teil doch wohl damit zusammenhängt, daß sein sicherer, geschulter Blick nicht mehr dazu gelangte, Primäres und Sekundäres endgültig gegeneinander abzuwägen.

Eigenster Grundsatz Bielschowskys ist die ausführlich nacherzählende Analyse der einzelnen großen Dichtungen, die von Grimm und Meyer mehr nur blitzlichtartig beleuchtet werden. Solches Analysieren aber ist eine besondere Kunst und Gabe; sie wahrt z. B. Uhlands germanistischen Vorlesungen oder dem älteren Teil von Vilmars sonst überholter Literaturgeschichte noch heute ihren Wert. Während etwa Ludwig Bellermanns großes analysierendes Werk über „Schillers Dramen" an Eigenart, Tiefe und Schärfe manches vermissen läßt, bietet uns Bielschowskys „Goethe" viel Feinsinniges und Förderſames dieser Art. Sehr dankenswert ist es, wie er in tiefer Versenkung und Ausschöpfung den „Wilhelm Meister" historisch-ästhetisch entwickelt, auf fast 60 Seiten die „Lehrjahre" bis in die fernsten Winkel durchleuchtet und vor allem die ökonomische Bedeutung des sechsten Buches als eines durchaus organischen, nicht nebensächlichen Bestandteils ins hellste Licht rückt; weniger Freude kann man dagegen an der Darlegung der doch etwas zu philiströs angesehenen „Wahlverwandtschaften" haben. Zuweilen aber, und dieser Vorwurf trifft vorzugsweise den zweiten Band, geht Bielschowsky in diesem breiten Ausspinnen zu weit und wird dadurch elementar, ja dem Kenner streckenweis geradezu langweilig.

Will man Einzelbetrachtungen aus der Fülle des Guten herausgreifen, so seien Bielschowskys Darlegungen über die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller als vorzüglich gelungen genannt, die Wessely mit Recht in seine literarhistorische Anthologie „Zur Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig 1905) eingereiht hat. So eingehend wie einsichtig läßt sich Bielschowsky auch über Goethes vielberufenen angeblichen Mangel an Patriotismus aus,

wie er denn überhaupt keineswegs an dunkleren Punkten vorbeischlüpft. Im Gegenteil urteilt er entschieden zu streng, wenn er aus den ja allerdings wenig zahlreichen Besuchen, die Goethe von Weimar aus seiner Mutter abstattete, auf geringe Pietät bei ihm schließen will. Auch mit Christiane geht Bielschowsky — und damit macht die Goethe-Biographie einen Rückschritt — viel zu schroff ins Gericht. Eine ganz ausgesprochene Vorliebe zeigt er dagegen für Marianne v. Willemer und namentlich für Lili. Wir können seinen gewiß ansprechenden und sich einschmeichelnden Darlegungen am Ende doch nicht folgen, die sich bemühen, Lilis Einfluß auf Gestalten der Goetheschen Dichtung weit bedeutender erscheinen zu lassen, als wir bisher anzunehmen pflegten. Zumal Bielschowskys alte These, sie als vollkommenes Urbild der Heldin von „Hermann und Dorothea" hinzustellen, ist wenig überzeugend. Noch weniger leuchtet natürlich sein Versuch ein, Goethe selbst zum Urbilde Hermanns zu stempeln.

So erregt Bielschowsky denn auch mannigfach Widerspruch. Wundern darf man sich, daß kleinere Werke wie die „Novelle" sehr zu kurz kommen, stutzen, daß im „Tasso", dessen ganze Behandlung nicht auf der Höhe steht, ein untragischer Ausgang angenommen wird. Oft sind auch die rein literarhistorischen Fäden, die sich in Goethe kreuzen, nicht genügend weit verfolgt; die literarische Vor- und Nachgeschichte Goethescher Werke, ihrer Stoffe und Motive, weist empfindliche Lücken auf und besonders wird auf die sich doch von Goethe herleitende Romantische Schule mit ihren Ausläufern der historische Blick viel zu wenig gelenkt. Weiterhin hat man wohl nicht mit Unrecht dem Verfasser das volle Verständnis für die religiösen Probleme, die bei Goethe in Frage kommen, abgesprochen und es

gerügt, daß Goethes Weltanschauung von ihm zu einseitig auf die Philosophie Spinozas bezogen wird. Endlich mag nochmals bemerkt sein, daß Bielschowsky, anders als Grimm, Goethes eigenen Angaben gegenüber allzu konservativ sich verhält.

Solche Einwände, zumal auch die gegen mangelnde Abrundung im ganzen sich richtenden, treffen vornehmlich den zweiten Band, für den der leider zu früh gestorbene Verfasser nicht voll verantwortlich gemacht werden darf. So steht hier das nur sechs Seiten umfassende 9. Kapitel „Der Krieg" recht unfertig und gottverlassen neben dem fast zehnmal so umfangreichen über die „Lehrjahre". „Dichtung und Wahrheit" und „Westöstlicher Divan" sind ganz unzureichend behandelt; der Verfasser hatte für diese Werke besondere Kapitel vorgesehen, die jetzt fehlen. Dafür nimmt der „Faust" nunmehr runde 100 Seiten für sich in Anspruch. Doch gereicht gerade dieser, von Theobald Ziegler allzu bereitwillig zur Vollendung übernommene Abschnitt dem ganzen Werk am wenigsten zur Zierde. So erfreulich und klar die noch von Bielschowsky selbst verfaßte historische Einleitung ist, die Hauptmasse des Kapitels, was näher zu begründen hier nicht der Ort wäre, ist, als aus ungenügender Kenntnis der Fachliteratur übereilt und eigenwillig hingeschrieben, von der Goethe-Forschung abzulehnen. Dagegen lag das Kapitel „Goethe als Naturforscher" bei Kalischer in bewährten Händen; nur schätzt er des Dichters Bedeutung für die Deszendenztheorie entschieden zu hoch ein.

Bielschowskys Schwiegersohn Franz Leppmann läßt es sich im Verein mit Ziegler und Kalischer angelegen sein, das Werk nach Möglichkeit auf der Höhe der Wissenschaft zu halten, ohne eigenmächtig in seinen organischen Bau

einzugreifen. Meist beschränken sie sich auf Zusätze in den Anmerkungen, die wichtige Neuergebnisse der Forschung nachtragen (ich hebe nur Leppmanns Ausführungen über den „Ur-Meister" hervor). Es fragt sich, wie lange sie bei dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft dabei verharren können, ohne das Buch veralten zu lassen. Schon jetzt wäre namentlich im ersten Bande manches anders zu fassen; wichtige neue Untersuchungen über Goethes Dichtungen sind hier nicht einmal in den Anmerkungen genannt, geschweige denn verwertet.

So dankbar wir sind, Bielschowskys zweiten Band überhaupt noch erhalten zu haben: eine wirkliche innerliche Fortsetzung des ersten ist er nicht. Wäre er es, wir könnten dies Werk als die verhältnismäßig beste aller Goethe-Biographien bezeichnen. So aber müssen wir fortgesetzt von den Goethe-Biographien sprechen, die Goethe-Biographie ist noch immer ungeschrieben.

Mit Herman Grimm, Meyer, Bielschowsky und Heinemann ist einzig noch die Goethe-Biographie Georg Witkowskis in eine Reihe zu stellen. Zuerst 1899 als erster Band der Lotharschen Sammlung „Dichter und Darsteller" erschienen, kam das Buch nicht voll zu seinem Rechte. Es wirkte mit seinen 270 Seiten zu sehr als begleitender Text zu den 153 eingestreuten Abbildungen. In der zweiten, stark umgearbeiteten Auflage (Leipzig 1912) ist der sehr erweiterte Text (484 Seiten) durchaus die Hauptsache; die Bildbeigaben sind auf eine kleine Anzahl ganzseitiger Tafeln beschränkt worden. Damit ist Witkowskis „Goethe" förmlich ein neues Buch geworden. Der Verfasser schöpft aus dem Vollen seiner längst bewährten und anerkannten Goethe-Kenntnis; er zeichnet sich dabei durch geschickte Gruppierung des Stoffes und gute, lebendige Darstellung

aus. Wie die Bielschowskysche ist auch seine Goethe-Biographie ein Haus- und Volksbuch bester Art. Ihrer ganzen Anlage nach ist sie viel knapper als jene; Witkowski hat es vorzüglich verstanden, seinen gewaltigen Stoff zu verdichten, und zwar ohne daß man die Mühe merkte, die das gerade einen so genauen Kenner auch des kleinsten Umstandes kostet. Allerdings geht die Knappheit so weit, daß „Mahomet", „Prometheus" und „Ewiger Jude" in einem einzigen Satze eben nur erwähnt werden. Auf gelehrte Sondererörterungen oder gar auf Polemik hat er sich gar nicht eingelassen; auch auf jegliche Anmerkungen leistet er Verzicht. Man liest das selbständige Buch mit Vergnügen und hat auch ohne gelehrte Belege und Nachweise das Gefühl, von einem hervorragenden Kenner sicher geführt zu werden. Nur selten möchte man Einwände machen; so erscheint z. B. die Analyse der „Mitschuldigen" nach Dölls Monographie nicht mehr stichhaltig.

Was außer den besprochenen an neueren Goethe-Biographien vorliegt, fällt leicht ins Gewicht und bedeutet keinen Fortschritt. Recht verdienstlos ist diejenige Eugen Wolffs (1895), nichts als ein braves, aber nüchternes Schulbuch S. M. Prems verbreiteter „Goethe" (3. Aufl. Leipzig 1900). Auf die zahlreichen kleineren, wenn auch oft besseren biographischen Abrisse populärwissenschaftlicher Art kann hier nicht eingegangen werden. Auch die beiden neuesten volkstümlichen Goethe-Biographien größeren Umfangs sind von der Forschung mit Recht allgemein abgelehnt worden. Sowohl Eduard Engel mit seinem: „Goethe. Der Mann und das Werk" (Berlin 1909), wie Ludwig Geiger mit seinem: „Goethe. Sein Leben und Schaffen, dem deutschen Volke erzählt" (Berlin 1909)

haben nur Bücher, nicht Werke geschaffen und sind hinter ihren Vorgängern erheblich zurückgeblieben.

Eduard Engels Buch, von ihm selbst, seinem Verleger und der leicht befriedigten Tagespresse mit allen Pauken und Trompeten der Reklame als „die" Goethe-Biographie auf den Schild erhoben, ist von den Massen, für die es mit unleugbarem Geschick geschrieben ist, sehr bereitwillig aufgenommen worden und hat einen großen buchhändlerischen Erfolg erzielt. Unbestreitbar ist zunächst sein Verdienst, das Interesse an unserem größten Dichter in eben diesen Massen erheblich verstärkt zu haben. Es bringt ihnen einen außerordentlich reichen Tatsachengehalt und eine Fülle eigener Äußerungen Goethes in ausgedehnten Zitaten. Es ist ferner und vor allem sehr frisch und flott geschrieben und geht dem Leser ohne Aufwand eigner geistiger Mitarbeit äußerst glatt ein. Der Verfasser bringt für seine Aufgabe außer seiner bekannten schriftstellerischen Gewandtheit auch einen guten und klaren, wenngleich rationalistisch einigermaßen eingeengten Verstand, ehrliches Wollen, warme Bewunderung für seinen Helden und eine anerkennenswerte Belesenheit mit. Manche Abschnitte befriedigen durch vortreffliche Darstellung und gute Einsicht auch höhere Ansprüche, so die Ausführungen über Goethes Lyrik, aber im ganzen fehlt es an wissenschaftlicher und reinmenschlicher Tiefe. Seine Vorgänger, die ihn in dieser Hinsicht überragen und denen er sehr viel verdankt, nennt Engel nur, um sie recht von oben herab zurechtzuweisen, wie denn überhaupt der anspruchsvoll hochmütige Ton des Buches unerfreulich wirkt und wenig im Verhältnis steht zu dem wirklich Geleisteten. Engel tut so, als sei keiner seiner Vorgänger ein wirklicher Schriftsteller und ein künstlerisch empfindender

Mensch. Und diese Lücke auszufüllen, hält er sich vor allen für berufen, weil er „sich selbst in dichterischen Gebilden nicht erfolglos versucht" habe. Nun, ein schriftstellerisches Kunstwerk ist, trotz aller Leichtigkeit und Glätte im einzelnen, sein „Goethe" darum wahrhaftig nicht geworden. Schon der Umstand, daß das Buch den Dichter selbst in einer über bloßes Zitieren weit hinausgehenden Weise so reichlich zum Wort aufruft, gibt ihm mehr den Charakter einer Kompilation oder Reproduktion als einer selbständigen und in sich geschlossenen Produktion; auch äußerlich bezeugt der ständige Wechsel verschiedener Drucktypen, daß wir es mit einer organischen und persönlichen Einheit hier nicht zu tun haben. Engel läßt immer erst Goethe sprechen, um dann seine eigene Meinung über diese Äußerungen hinzuzufügen. Das Wesen seiner Darstellung ist eine lange Reihe mit Kritik durchsetzter Einzelreferate, aufgereiht an dem annalistischen Faden. Von einer künstlerischen Bewältigung, einer natürlichen Gliederung des Stoffes ist nicht einmal äußerlich die Rede. Nur scheinbar bezeichnet die Einteilung in zahllose kleine und kleinste Abschnitte eine gute Ordnung, in Wahrheit haben wir es mit einem ermüdenden Nach- und Nebeneinander locker gefügter Stichwortaufsätzchen zu tun, die dem Buch eine Art Nachschlagecharakter geben. Gleich der Gabe zu vertiefen fehlt diesem so selbstgefällig einherstolzierenden Schriftsteller auch die Gabe zu verdichten; so ist ein Wälzer von 641 Seiten größten Satzinhaltes entstanden.

Im Vorwort preist Engel sein Buch als eine rettende Tat, als eine Umwälzung unserer Anschauungen von Goethe, als etwas ganz Neues und Unerhörtes. Mit einem alle übrigen Forscher beleidigenden Nachdruck ver-

sichert er, daß er „die Wahrheit" suche und die gefundene auch ohne irgendwelche Rücksichten verkünde. Diese Wahrheit besteht hauptsächlich in den gänzlich verunglückten, durch nichts gestützten und von plumpster Auffassung zeugenden „Nachweisen", daß Goethe Friederike geschwängert habe und daß Frau von Stein — eine Erkenntnis, die Goethe später geteilt haben soll — ein recht wenig wertvoller Mensch gewesen sei; in Sperrdruck wird sensationell verkündet, sie habe sich „weder durch sittliche Höhe noch geistigen Gehalt der rührenden Hingabe Goethes würdig erwiesen". Dafür wird Christiane mit einem bisher unerhörten Überschwang gepriesen. Goethes Werken gegenüber hält sich Engel nicht frei von schulmeisternder Nörgelei und auffallender Verständnislosigkeit: den Orest hätte er durch Selbstmord seine Schuld sühnen lassen müssen, und der Antonio des „Tasso" ist einfach ein „Schurke". Wie Goethe selbst, so werden auch die Goethe-Forscher von Engel weidlich ausgeschrieben, aber leider noch nicht genug, denn sein Buch wimmelt, wovon Fachrezensionen[1] eine Menge vielsagender Proben gegeben haben, von groben sachlichen Irrtümern und Schiefheiten, die z. T. auf allzu oberflächliche Lektüre der Werke zurückgehen, aus denen er seine große Kompilation bestritten hat.

Die Goethe-Biographie Ludwig Geigers, eine Weiterbildung früherer kleinerer Darstellungen, hat sich wie ein Schneeball durch wiederholtes Rollen jetzt auch zu stattlicher äußerer Größe (489 S.) entwickelt. Aber eine große Goethe-Biographie ist sie darum nicht geworden.

---

[1] Ich verweise hier nur auf die Besprechung durch Morris im Euphorion XVIII (1911).

Es fehlt auch diesem Buche durchaus an Weite der Gesichtspunkte, an Tiefe der Einfühlung, an jeglicher Eigenart. Gleich Düntzer, an den seine trockene Art gemahnt, verfügt auch Geiger — im vorteilhaften Gegensatze zu Engel — über ein sehr gründliches Eigenwissen, aber auch er vermag dessen schriftstellerisch nicht Herr zu werden und bleibt im Aktenmäßigen stecken. An sachlichen Flüchtigkeiten und stilistischen Entgleisungen ist das gleich dem Engelschen mit reichem Bilderschmuck versehene Buch nicht arm. Es ist übrigens, wie das Vorwort hervorhebt, auf Anregung des Verlegers (d. h. ohne innere Nötigung) entstanden und lehnt es bescheiden ab, mit größeren Vorgängern in Wettkampf zu treten.

Die beiden jüngst beinahe gleichzeitig erschienenen Bücher Houston Stewart Chamberlains und Georg Simmels, die gleichermaßen den lapidaren Titel „Goethe" führen, betonen ausdrücklich, daß sie nicht als Goethe-Biographien angesehen werden wollen. Wir können uns daher mit einem kurzen Hinweis auf sie begnügen[1]. Beide betrachten Goethe nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie, als Dichter, sondern fassen sein ganzes Menschentum, das seelische wie das geistige, in großen Synthesen zusammen, und beide nehmen dazu als übergeordneten Standpunkt den philosophischen ein; sie haben es vor allem mit dem Denker Goethe, mit der Welt- und Lebensanschauung dieses umfassenden Geistes zu tun, sie suchen die „Idee Goethe" herauszuarbeiten. Der scharfe Denker Simmel tut es als wohlgeschulter philosophischer Fach-

[1] Ich habe sie beide eingehender behandelt in den „Neuen Jahrbüchern" 1913, wo ich seit Jahren in regelmäßigen großen Zusammenfassungen die neue Goethe-Literatur mustere.

gelehrter und spendet uns ein sachlich wertvolles wissenschaftliches Goethe-Werk; Chamberlain tut es als — Chamberlain, als der bekannte dilettantisch-unmethodische Verfasser der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts", eines „Kant" und eines „Richard Wagner", als sehr selbstbewußte, eigenwillige, bedeutende Sonder-Persönlichkeit, die in der Welt nichts grimmiger haßt und befehdet als die Wissenschaft, oder vielmehr, wie er gern geflissentlich unterscheidet, so ziemlich alle ihre Vertreter. Chamberlain nennt sich stolz einen „Laien", sein „Goethe" (München 1912) ist eine erneute wuchtige Kriegserklärung an alles „Zünftige". Der Wert eines Buches, das zur Hälfte subjektivster Impressionismus, zur Hälfte polemischste Tendenz ist, kann naturgemäß kein eigentlich wissenschaftlicher sein; er ist mehr von künstlerischer, persönlicher Art, wiewohl das große, umfängliche Werk (851 Seiten größten Formats!) auch an rein sachlich wertvollen Ergebnissen reich ist.

Simmels „Goethe" (Leipzig 1913) hat das, was Chamberlain, ohne es selbst zu besitzen, nachdrücklichst als zum Verständnis Goethes unbedingt notwendig fordert: „unparteiische Besonnenheit und innere Ruhe". Sein Buch sticht, obwohl es auch persönlich — eine „Konfession des Deutenden" — ist und sein muß, durch die leidenschaftslose Sachlichkeit und stille Tiefe erfreulich von dem Chamberlainschen ab und überragt es weit an sachlichem Werte. Der wirklich neuen Gesichtspunkte sind bei Simmel nicht gerade viele, das Wertvollste ist bei ihm die Synthese. Daß sein Buch nicht „auf Deutung und Würdigung der Goetheschen Dichtung" ausgehe, betont das Vorwort. Es will vielmehr die Frage beantworten: was ist der geistige Sinn der Goetheschen Existenz

überhaupt? Es handelt sich darum, „das Urphänomen Goethe" zu erkennen und zu erschließen. Daß dabei der Dichter über dem Denker zu kurz komme, war schon angedeutet. Und so wird wohl immer der Philosoph dem Literarhistoriker und umgekehrt dieser jenem nicht voll Genüge tun, es müßten denn beide in einer Persönlichkeit wie derjenigen Diltheys vereinigt sein.

Diltheys großer Goethe-Essay in seinem Buche „Das Erlebnis und die Dichtung", Ewald A. Bouckes tüchtiges Buch „Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage" (Stuttgart 1907), Carl Alts gehaltvolles Schriftchen „Goethe und seine Zeit" (Leipzig 1911) und andere Werke verwandter Art gehören ebensowenig in diesen Zusammenhang wie groß behandelte Einzelteile der Goethe-Biographie, etwa das wertvolle Buch von Richard Weißenfels „Goethe im Sturm und Drang" (Bd. 1, Halle 1894).

* * *

Ihr letztes Wort wird die Goethe-Biographie so bald noch nicht zu sprechen haben und im höheren Sinne wird und kann sie es nie sprechen, denn jede Zeit, ja jede Generation muß und wird sich selbständig mit „ihrem" Goethe auseinandersetzen.

Erschwerend ist für den Biographen die Universalität des Goetheschen Genius, der in die verschiedensten Disziplinen übergreift. Goethe gehört zugleich auch der Kunstgeschichte und den Naturwissenschaften an. Virchow, Helmholtz, Haeckel, die Botaniker Cohn und Hansen, der Anatom Bardeleben, bedeutende Vertreter ihrer Fächer, haben sich mit Goethe wissenschaftlich auseinanderzusetzen gehabt, und die romanische Philologie datiert ihre Be-

gründung seit seiner kurzen Begegnung mit Friedrich Diez[1].

Hebbel hat ein Distichon „Goethes Biographie" überschrieben:

Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
Aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt.

Der Verfasser einer solchen Biographie müßte gleichfalls von genialer Vielseitigkeit sein, zugleich Individualpsycholog und Universalhistoriker, und nebenbei selbständiger fachmäßiger Kenner aller der Disziplinen, die Goethe bearbeitet hat; ein Gelehrter, der über die Enge der Fakultäten hoch hinausgewachsen ist, ein Mann, Herdern ähnlich oder Goethen selbst, der der Biographie Winckelmanns und mit ihr der Biographie überhaupt ihre höchsten Bahnen gewiesen hat. Er müßte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit eins umspannen; erschließen, was Goethe überkommen, erkennen, was er aus sich selbst geschaffen, seherisch ahnen, was er der späteren Nachwelt vererbt hat. Er müßte gleichermaßen mitten in den Dingen und über ihnen stehen, der Analyse wie der Synthese gleichermaßen mächtig sein, die Welt der Erscheinungen beherrschen wie die Welt der Ideen. Der höchste Enthusiasmus, das Beste, was uns nach Goethe die Geschichte zu geben hat, müßte sich an diese Aufgabe machen und mit ihm die „unbestochne, von Vorurteilen freie Liebe", die keine Verhimmelung kennt und nicht verschleiert, wo der Meister geirrt hat. Diese Biographie dürfte sich z. B. nicht scheuen auszusprechen, daß Goethes kunsthistorische Anschauungen unselbständig, einseitig und entwicklungsunfähig waren, daß er im Alter eine Menge

[1] Vgl. H. Grimm a. a. O. II 317.

Leeres und Nichtiges geschrieben hat, daß er allgemein menschliche Greisenhaftigkeit oft hat spüren lassen und unter ihrem Einfluß unhaltbare Ansichten ausgesprochen hat, die heute noch anzuerkennen keine falsche Pietät verlangen darf.

Grimms weiter welthistorischer Blick, Simmels philosophische Erkenntnisschärfe, Meyers geistvoll verarbeitetes Einzelwissen, Bielschowskys psychologische Einsicht und edle Formgebung: das zusammengenommen wäre so etwa ein Ideal der zukünftigen großen Goethe-Biographie, ein Ideal freilich, das man sich nicht durch einfaches Zusammenarbeiten des Besten aus den genannten Werken erfüllt denken kann. Die Goethe-Biographie muß vielmehr ein Kunstwerk persönlichster Art und aus einem Gusse sein. Sie ist keine Aufgabe, die man sich stellen kann, sondern zu der man geboren sein muß.

H. HAESSEL VERLAG IN LEIPZIG

Hebbelprobleme

Studien von **Oskar F. Walzel.** M. 3.—.

Walzels Buch wird auf die Hebbelforschung und auf das allgemeine Verständnis des nicht leicht zugänglichen Dichters wie ein Milchtropfen auf trüben Most wirken. Zum erstenmal sind hier die Probleme selbst, erschöpfend aber fest umgrenzt, erkannt. Berner Bund.

Leben, Erleben und Dichten

Ein Versuch von **Oskar F. Walzel.** M. 1.20, geb. M. 2.20.

Unter den Literarhistorikern, die sich gegenwärtig um die Verbindung der Literaturgeschichte mit Philosophie und Ästhetik bemühen, nimmt Oskar Walzel eine erste Stelle ein. Es ist daher sehr erfreulich, daß er sich in dem vorliegenden Versuch einem Gebiet zuwendet, das sich die übelste literarische Windbeutelei zum bevorzugten Tummelplatz erwählt hat: der Lyrik, insbesondere dem Rätsel des lyrischen Schaffens. Dieses Problem sucht W. zu fördern, indem er sich ihm auf dem ansteigenden Wege vom Leben zum Erleben und von da zum Dichten nähert. Wir erhalten überall feinsinnige Darlegungen, die auch und gerade dort interessieren, wo sie zum Widerspruch herausfordern. Literarisches Zentralblatt.

Deutsche Shakespeare-Probleme im XVIII. Jahrhundert und im Zeitalter der Romantik

von Dr. **Marie Joachimi-Dege.** M. 6.—; geb. M. 7.—.

Der Höhepunkt der Darstellung ist die Auseinandersetzung der Romantiker mit Goethe; und ihre genaue Darstellung gewinnt dadurch an Wert und Überzeugungskraft, daß sie überall die Entwicklung derjenigen Probleme ins Auge faßt, um die in Shakespeares Namen gestritten wurde, vor allem das Genieproblem und die großen Fragen der romantischen Lebensgestaltung. Zeitschrift für deutsche Philologie.

H. HAESSEL VERLAG IN LEIPZIG

Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers

Mit zahlreichen Erstabdrücken und Zwischenfassungen und den zum erstenmal gesammelten Gelegenheitsgedichten. Von **Heinr. Moser.** Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—.

C. F. Meyer-Studien

Von **Eduard Korrodi.** Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Von Anfang an festgehalten, habe ich dies feine Buch mit wachsender innerer Anteilnahme gelesen, mit Respekt aus der Hand gelegt ... Das Buch bedeutet im Stile Korrodis einen Fortschritt. Es ist durchgebildet und ausgeklärt, phrasenlos, gedankenreich, interessant und geschmackvoll. Der Verfasser verfügt, was das beste ist, über künstlerische Einsichten, die nicht auf jedem Acker wachsen. In einer Zeit, in der die Literaturströme der Schweiz fast bedenklich schwellen, ist es eine Freude, einen der größten Dichter für alle Nachdenklichen wieder von neuem herausgehoben und stilkritisch ins Licht gestellt zu sehen. Neue Zürcher Zeitung.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer

in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis, von **Paul Wüst.** Broschiert M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Man konnte von P. Wüsts Arbeit nichts stofflich Neues von Belang erwarten und fordern. Aber sie ist ein Beweis dafür, wie viel mit strenger Methodik auch aus bekannten Stoffgebieten herauszubringen ist. Daß er streng chronologisch vorging, war für die Aufstellung der biographischen wie der literar-historischen Entwicklungsreihen unerläßlich. Und so ist ein geistvolles und instruktives Buch zustande gekommen, das man in dem Kreis der Meyer-Bücher nicht mehr missen möchte. Tägliche Rundschau.

165798

LG
G599
.Ymayn

Goethe, Johann Wolfgang von
Mayne, Harry
Geschichte der deutschen Goethe-Biographie.

NAME OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU